

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy
Gdańsk

PO 1101 III
1943.

Das Bollwerk

PREIS 40 PF.



STETTIN

Winter 1943

Januar - Februar - März

Heft 1 / 14. Jahrgang

Günther Johnson,
für Deutschland gefallen
im Kaukasus:
Selbstbildnis

Aufnahme: Privat

Aus dem Inhalt

	Seite
Bewährung in der Treue	1
Unsere Fürsten / Von Ludwig Gotthard Kosegarten	2
Im jungen Jahr. Aus den Aufzeichnungen im Osten / Von Walter Reinders	3
Deutsch-finnische Verbundenheit / Von Dozent Dr. Hans Grellmann	7
Carl Wilhelm Scheele, ein genialer Pommer / Von Archivar Dr. Peter Pooth	10
Thilo von Trotha und die Frauen / Von Regierungspräsident Gau- schulungsleiter Paul Eckhardt	12
Maria wagt die Fahrt. Eine Erzählung / Von Arnold Krieger	14
Kulturleben in Pommern	17
Soldatentod / Von Wilhelm Jäger	18

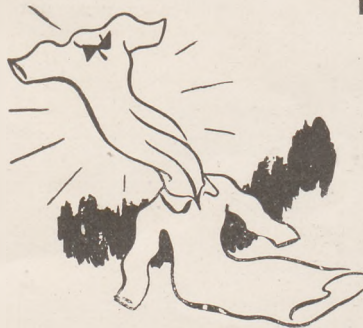
„Die Heilkunst
ist
unter
allen Künsten
die vornehmste.“

Hippokrates



ARZNEIMITTEL

In jedem alten Kleid hält sich ein neues versteckt



So geht das wohl in jeder Familie: Mal hat die Mutter ein Kleid abgetragen oder es ist zu eng geworden, mal ist ein Hemd vom Vater schadhaft geworden, und nun wandern die Sachen in die Mottenkiste oder in den Flickbeutel. Was sind das heute für dankbare Fundgruben! Aus Mutters altem Rock kann ein neuer für die Tochter werden, aus Pappas Oberhemd läßt sich eine prächtige Spielhose für Bubi machen usw. usw. Allerdings

muß bei dieser Umwandlung erst einmal der Stoff der alten Sachen „auf neu“ gezaubert werden, der ja meist in den Farben und auch sonst unansehnlich geworden ist. Man trennt also die Sachen auf, entfernt sorgfältig alle Fäden und wäscht den Stoff, bevor man ihn neu verarbeitet. Soweit es sich dabei um Kleider aus Kunstseide, Zellwolle und Mischgeweben handelt oder Damen- und Herrenwäsche, beachtet man genau folgende Waschvorschrift:

Man gibt 1 Löffel voll von dem Waschmittel für Feinwäsche in 4 Liter lauwarmes Wasser. Nach dreistündigem Einweichen drückt man das Waschgut leicht durch, ohne etwa Stoff auf Stoff zu reiben. Farbpfeindliche Sachen werden nicht eingeweicht; man vergesse hier nicht einen Essigzusatz. Nach dem Spülen rollt man die Stücke in einem Tuch aus und läßt sie ausgebreitet trocknen. Bevor sie ganz trocken sind, also in noch feuchtem Zustand, werden sie mit mäßig warmem Eisen von links gebügelt. Kreppartige Gewebe sollen getrocknet gebügelt werden, da sie sonst ihren Charakter verlieren.

Bei aller Feinwäsche ist es wichtig, sie richtig zu sortieren. Helle und dunkle Sachen sollen getrennt eingeweicht und auch getrennt gewaschen werden. Um Waschmittel zu sparen, werden in denselben Waschbad, in dem die hellen Sachen gewaschen wurden, nachträglich die dunklen Sachen gereinigt.

Vorheriges dreistündiges Einweichen in Feinwaschmittellösung ergibt die größte Ausnutzung der Waschkraft. Im Gegensatz zur Weißwäsche darf aber einem solchen Einweichbad auf keinen Fall Soda zugegeben werden.

Das Bollwerk

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND HEIMAT IN POMMERN

14. Jahrgang / Heft 1

Stettin / Januar - Februar - März 1943



Bewährung in der Treue

em 18 1948

Laßt uns nicht töricht mit dem Schicksal hadern! Kleingläubigen nur, die ohne Mut träge kleben am Pfuhl der Zeit, mag sinnlos das Schicksal erscheinen, wenn es den Aufstieg zu den stolzen Gipfeln ewiger Berge gestattet denen allein, welche nächtens, ehe süße Ahnung der Morgenfrühe Herzen edleren Gefühlen öffnet, nebelige Niederungen lassen und zu unbekanntem Firnen nie betretene Pfade suchen. Uns aber, denen ist kein Dunkel fremd, sei's gegeben, dem Tage zu vertrauen, seiner kühlen Lust und seinen heißen Bränden; uns sei der Schicksale härtestes noch Glück, sei uns der Sporn, jubelnd es in unsre Brust zu reißen, in uns zu überwinden es und dran zu wachsen über uns hinaus. Dann ist das Schicksal Knecht, wir sind die Herren; kein Mensch, kein Gott, die Zeit nicht, nicht der Raum vermögen uns um unser Recht zu prellen, das in uns ruht, weil wir das Schicksal banden. —

Wer aber mag, wenn Liebes stirbt, nicht trauern? Wer zögerte noch nie im Morgengraun? Wer ist so feig, daß er sich nicht zu seiner Furcht, zu seinem Zorn bekennt?

Versponnen eng im Ich, in Streit und Widerstreit verstrickt mit Gott, und keines Ding's gewiß als meiner Not, so stand im Schnee ich auf den Goldenen Hügeln. Den schweizer See zu Füßen deckten Nebel zu, den Monte Rosa und den Generoso hüllten Wolken ein, und wo Italien sonst den Blick verlockte, stand undurchdringlich eine Wand des Schweigens. Die Heimat war so fremd und fern und war doch tief in mir, denn meine Not war ihrer Nöte Spiegelbild und die Verwirrung eines Einzelnen schien die Verwirrung eines Volks zu sein.

Sehnsucht und Hoffnung, Mut und trotziger Glaube füllten einst mein Herz, zum Kampfe ging ich wie im Spiel. Ich hob den Stein, wog ihn und warf, setzte dann an zum Sprung, spannte die Muskeln, zitterte vor Kraft und — brach ins Knie. Schmachlich das Schicksal stellte mir ein Bein, ließ stolpern mich und fallen, endlos mich fallen, tausend Klaffer tief. So schien es mir: vertan war, was getan, nie wieder sollt' ich mich zur Tat erraffen. Es sterben Wandrer in der Wüste dürstend vor dem Quell, und wissen selbst nicht dies, ob sie ein Traumbild narrete bis zuletzt. Und wie Verbannung war's für mich, zum schicksallosen Raum der Schweiz zu fliehn, wo, die ein Gott mit Blindheit schlug, fern der Geschichte, tot im Leben schon den Tag verdämmern.

War Deutschland anders 1932, als seine junge Kraft, die ihm sein Führer weckte, wie Ungewitter stürmend aus dem Grunde brach und zu den Gipfeln schwoll, für unser Volk von Ewigkeiten her gesetzt, daß einmal es zur Stunde des Triumphs sie ganz besitze als den Königsthron des Reichs, das Gott ihm eingeschrieben? Schien es nicht auch, als hätten Kleinmut ihm und Wankelmütigkeit, Neid und Verrat, nich-

tig wie Halme nur von Stroh, sich in den Weg geworfen und als strauchle es? Und war doch seine Prüfung nur gering verglichen jener, die mit Schicksalsmacht vor unsern Führer trat. Despotisch wie Jehovah hielt das Schicksal ihm zuerst die Lockung hin, verführerisch umgaukelte sie den Berufenen mit halber Herrschaft, halber Ehre auch. Wie flüsterte von dem gedeckten Tisch, von weichem Bett sie heimlich ihm ins Ohr; dem ärmsten Sohn des Volks, der aus der Tiefe kam, dem blinden Grenadier des Grabenkrieges versprach sie mehr an Ruhm, Reichtum und Ruhe, als eine Mutter sich für Söhne wünschen kann — doch halbes. Wer mit dem Halben einmal sich begnügt, zerbricht in Hälften. Hart blieb der Führer, stolz; er lachte dem Verführer Hohn. Der Führer hörte nur den Trommelklang, den Schritt des Marsches zu dem ganzen Ziel und sah nach Rast und Haltepunkt sich niemals um. Da hüllte sich des Schicksals eben sanftes Antlitz in den dunkeln Zorn. Schlag traf um Schlag das Haupt, das ungebeugt sich in die Zukunft hob und ohne Zaudern auf den Ruf vertraute, der aus Nacht einstmals an diesen Mann erging. Riß die Gewalt ihn nicht von seinem Weg, so kroch die Feigheit und die Niedertracht vom Sumpf heran, den Fuß ihm zu verwirren. Gewürm zertrat des Führers Fuß, ohn' einen Blick den Geifernden zu gönnen. Nicht Lockung, nicht Gewalt vermag den aus der Bahn zu werfen, der dem Gewissen treu; und das heißt Führer sein. Wieviele taten treulos ab, was eben sie beschrien, verlockt vom Flimmerspiel des halben Seins, demütig duckend vor der Drohung sich! Sie nahmen für Verheißenes schon, was Prüfung war, wie Zwerge blickten sie das Schicksal an, sie, die im Innern leer, von außen immer nur das Glück erwarten. Der eine aber, der der Führer war; er bot dem Schicksal kühn die offene Brust, und stärker nur und freier stand er da, als ihm das Schicksal in das Herz einschlug.

Als dann im Januar die Stunde kam, zehn Jahre ist es her, in der vor aller Welt aufleuchtete das Sternbild, dem seit je die Mannschaft, die der Führer seine Alte Garde nennt, vertraut, stand ich allein und fern auf einem Berg im Land Neutralia und zürnte mit dem Leib, der müde war und auch den Geist beredete zur Müdigkeit. Vergönnt gewesen war mir nur der Kampf; nun da der Sieg errungen, aus dem Versprechen die Erfüllung reifen durfte, verbot dabei zu sein mir Tücke des Geschicks, und selbst das eine durft' ich zag nur hoffen, zu trinken mit den eignen Lippen aus dem reinen Quell, der silberhell der Heimat einen neuen Frühling sang. Ich schloß mich in die enge Kammer ein, den Schmerz zu bergen, denn niemand trage ungeläutert seinen Schmerz der Menge zu. Da füllte mächtig ein Gesang den Raum, aus Ätherweiten klang er jubelnd auf; vom Brandenburger Tor bis zu den Goldenen Hügeln sank die Welt hinweg, die Zauber-

DM 14/05 R. 100

wellen trugen zu den Kameraden mich, ich stand in ihren Reih'n, marschierte mit im Glied, vermählte den Gesang des Herzens ihrem frohen Ruf, mit dem Gefolgschaft ihren Führer grüßte. Ich war nicht mehr allein, nicht einzeln mehr. Nie ist allein, wer sich zum Volk bekennt, und hüllt das Grab ihn ein, wo es auch immer sei, mit seinem Leib bereitet Heimaterde er dem Volk im fernsten Lande noch.

Wer ist so feig, daß er von Furcht und Trauer nicht bekennen mag, die ihn befehlen! Schweigen mag, wer nie ein Schicksal hatte, doch wer's bestand, er soll auch dafür zeugen, denn tief im Innern brennt die dunkle Flamme jedem Menschen gleich.

Immer zwingt das Schicksal Wille. Als unser Reich ein halbes Jahr bestand, als durch des Volkes markigknorren Stamm die ewgen Säfte auf in tausend junge Triebe schossen, fiel auch das Siechtum meinem Körper ab, und Jüngling wieder, neuen Glaubens stark kehrt' ich zur Heimat heim.

Ein halbes Jahr nur, doch wie fand ich sie! Verwandelt innen wie durch Zauberwort, des Führers Wort, das sie im tiefsten traf, war glücklich, froh und wie verklärt der Menschen äußers Angesicht; sie lachten wieder — Männer selbstbewußt, die Frauen voller Scham, doppelten Herzschlags eingedenk. Offen der Blick, war sicher auch ihr Schritt. Durch alle Straßen hin und über Plätze weit erscholl Musik, in ihrem Klang aufrauschte Fahmentuch, wie Herzblut rot, auf weißem Grund, in ewger Wiederkehr des Lebens Sinnbild, schwang in sich selbst das Hakenkreuz. Schulter an Schulter, dicht geschart, marschier' ein neugeschaffnes Volk in gleichem Schritt, kannt' keiner keinen, jeder alle doch, denn nicht mehr fragten sie, ob dieser Arbeitsmann und jener Bauer sei, einer am Schraubstock steh, ein anderer am Schreibpult hocke, nein, alle, alle kannten eines nur, daß Deutsche sie gewesen unbewußt und nun erfahren hatten, was es heißt, was dieses heiße: Deutscher sein!

Verwandelt auch das Land. Es war, als sei Acker selbst, der Weinberg und der Wald von neuer Bildung jäh ergriffen worden, frischer das Grün, das Gold der Ähren herrlicher denn je und mächtiger als Königswort sang auch der Wind sein Wipfellied. Doppelte Frucht am Halm, und alle Wurzeln rafften emsiger der Erde Kraft in Blüte und Gezweig. Wo aber nicht Natur den Erntesegen sprach, der Menschenleiß vielmehr aus Stein und Stahl der Arbeit wirkend Denkmal sich getürmt, da hatte sich die Not in Ruß und Rauch gehüllt, der grau wie sie, doch ganz lebendig war, und war entflohn. So Schacht wie Schornstein zeugten für die Faust, die prüfend noch, noch ungewohnt nach langer Müßigkeit den Hammer schwang, bis unterm Rost das Eisen wieder blank zutage trat; sie schmiedete den Stoff, wie in Kontoren,

in den stillen Stuben ward Plan um Plan geschmiedet. Doch was der Geist der einzelnen erdachte, war ein Spinnwebfaden nur im Plangeflecht, das über Deutschland hin des Führers Genius zog. Er schenkte Leben nicht allein dem Volk, er schenkte Arbeit auch und Freude ihm.

Wer Schritt um Schritt vortastete an des Führers Hand sich durfte in das neue Reich, dem mocht' wohl eigenes Verdienst erscheinen, was Gnade war. Zu selbstverständlich und gerecht nahm hin er, was an Fülle um ihn wuchs. Ach, wie vergeßlich sind die Menschen doch; im Glück des Heute denken sie nicht mehr der Mühsal und Plage, die erst gestern war. Danklos zu oft vergeuden sie den Tag, und aller Sagen älteste heißt Undank. Wer aber heimkehrt aus der Einsamkeit ins warme, volle Leben, schließt innig es voll Demut in die Arme, und wie die Mutter nie vergißt des Kindes ersten Schrei, sein erstes Lachen, seinen ersten Schritt, wie auch das Kind sich niemals löst vom ersten Augenaufschlag in die Bilderwelt, so weiß der Heimgekehrte, den die Gemeinschaft in sich neu gebar, auch ewig Dank dem, der sein Leben Leben nannte und erschuf. Er, der sein Schicksal trug und übermannte, weiß um die Seligkeit, die Treue heißt.

Bedenkt ihr alle es, was Treue heißt! Mit Treue zahlt ihr heut den Preis für das, was euch der Führer zehn Jahre lang geschenkt — zehn Jahre waren euch des Glücks, der Freude voll, ihm waren Arbeit sie: für euch, Sorge: für euch, Kummer: um euch.

Das Jahr des Niederbruchs im ersten Krieg fand euch so klein. Das Schicksal, das euch aufgerufen hatte zum Gipfelsturm, ihr stießet es zurück und wolltet lieber trüb in Niederungen hausen, als in dem ewgen Glanz der Bergwelt eure Brüste weiten. Um dieses einen Mannes willen, der blind in Pasewalk doch euern Stern noch sah, hat euch das Schicksal einmal noch verziehn. An neuen Aufstieg führt es euch heran und gab den Führer euch dazu, die ihr aus eigner Macht zu schwach gewesen war't.

Wir stehen erneut im Krieg. Wir sind erneut gefragt, ob unsre Lippen nur die Treue schworn, ob unser kluger Kopf sich Vorteil nur errechnete. Das Herz, glutvoll und lebenswarm, wird nun gewogen, ob es stählern sei. Denn sind zum Herrschen wir berufen auch, wir müssen Herren sein, Herrn des Geschicks. Nichts Kleines sei an uns, denn eine große Schöpfung ist uns aufgegeben. Schaut nieder nicht, aufwärts schaut nur, des Weges letzte Strecke liegt vor uns. Des Tages Last, ihr ließet sie zurück; seht ihr das Tal noch von der Gipfelhöhe?

Ihr dürft nur eines sehn, dürft nur den Führer schaun! Hoch über uns steht er, und seine Hand weist zukunfts-mächtig in ein weites Land, sie weist ins Reich! Denn euer wird das Reich aus Führers Hand! Des Reiches Pforte öffnet euch ein Wort. Es heißt: die Treue!
w. hu.

LUDWIG GOTTHARD KOSEGARTEN

Unsere Fürsten (1813)

Vom Rheinstrom bis zum Weichselstrand,
Vom Golf, der Istriens Fluren wäscht,
Bis wo die Ostsee blau't;
Von Gau zu Gau, von Mark zu Mark
Erschallt der Völker Feldgeschrei . . .
Und ihr, ihr Fürsten, schweigt?

Gewaltiger von Nu zu Nu,
Ergrimmt, wüthiger, stürmischer
Erschallt der Völker Schrei.
Zu ihren Hirten schau'n sie auf.
Sie bieten Gut und Blut euch an . . .
Und ihr, ihr Hirten, schweigt?

Jrenkel Hermanns, Wittekinds,
Und Radbods, Wallrams, Isenbarts,
Und Landulfs, Billungs, Welfs,
Ihr Ringelheim und Rödelheim,
Ihr Beutelsbach und Wittelsbach,
Ist's möglich, daß ihr schweigt?

Auf, Heldenkel, auf zum Kampf!
Entstrickt der seid'nen Fessel euch!
Zerbrecht des Zwingherrn Joch!
Den güldnen Reif, der Knechtschaft Pfand,
Tauscht um der grünen Eiche Kranz,
Erst Freie, Fürsten dann!

Von eurer Völker Geist entflammt,
Zieht aus mit dem getreuen Volk,
Zieht aus zum heil'gen Streit!
Und der mit uns bei Teutoburg,
Im Lechfeld und bei Höchstätt war,
Gott, Gott wird mit uns seyn.

Und ist die Rettung nun geschehn,
So baut ein neues Reich uns auf,
Ein heiliges deutsches Reich!
So weit das deutsche Ja und Nein,
So weit das deutsche Lied erschallt,
Soll Deutschlands Banner wehn!

Und Kaiser sey der Würdigste!
Und wer dem Würdigsten zunächst,
Sey Herzog, Fürst und Graf!
Und adlich sey, wer edel nur,
Und edel sey, wem hoch das Herz
Für Deutschlands Rettung schlägt

Im jungen Jahr / Aus den Aufzeichnungen im Osten

24. 3. 1942.

Um die Mittagsstunde hörten wir ein paarmal jenes scharfe Krachen, das dem dumpfen Abschußknall unmittelbar folgt, und das ich sofort als die Einschläge von Geschossen der Infanteriegeschütze erkannte. Gleich darauf wurde unser Sanitäter eilig gerufen. Es hatte in der Nachbarschaft einige Verwundete gegeben. Zum Glück waren die Verletzungen nicht allzu schwer: Splitter in die Schenkel, Streiftreffer an Brust und Kopf.

Dennoch legte sich dieses Ereignis auf die Stimmung, und ich beschloß, ein altbewährtes Mittel auch hier anzuwenden, nämlich in erregenden Augenblicken stärker als sonst zu arbeiten. So griff ich mir ein Beil und ging in den Stall, um Holz zu hacken, eine Tätigkeit, die mir wohl bekam und mich die weiteren Einschläge beinahe überhören ließ.

Auch wurde kein Schaden mehr angerichtet, und die Verwundeten konnten schnell mit dem Schlitten nach hinten gebracht werden.

27. 3. 1942.

Es hat Verpflegung gegeben, und da ich meinen Käse wegpacken will und nicht genügend Büchsen mitgenommen habe, um alles ungeziefersicher aufzubewahren, suche ich ein Stück Papier.

Mit Zeitungen habe ich schlechte Erfahrungen gemacht; sie kleben so fest, daß man sie nachher halb mitessen muß. Aber ich würde heute wieder mit einem Stück Zeitung vorlieb nehmen, wenn es eine gäbe. Indessen hat die Feldpost in den letzten Tagen keine gebracht, und alte Bestände fanden längst ihre Besitzer. Was nun? Das Kochgeschirr ist besetzt, und auf der flachen Hand kann ich den Käse bis morgen abend nicht herumtragen.

Es gibt einen letzten Ausweg: wenn man etwas braucht, das sauber sein soll, geht man zum Sanitäter, der von Berufs wegen zur Sauberkeit gezwungen ist und manchmal Reste von Packmaterial hat, die er nicht alle selbst verwerten kann.

Als ich ihm mein Anliegen vortrage, kramt er in seiner großen grauen Kiste und holt schließlich ein Stückchen Pergamentpapier hervor, in dem schon einmal etwas eingepackt war.

Er reicht es mir, und ich bin glücklich, daß ich meinen Käse einwickeln kann. Nun hält es schon über eine Woche und hat mancherlei Käsestücke beherbergt, einmal auch Wurst. Ich reinige es immer sorgfältig und falte

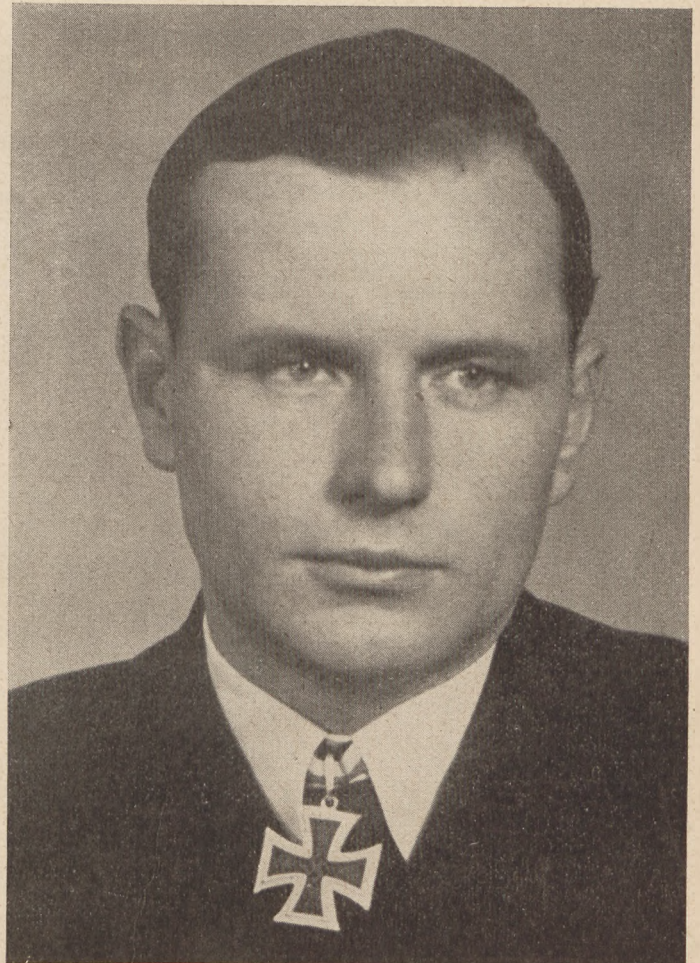
es wieder zusammen, bis es neue Dienste leisten muß.

Hier im Osten kann man nicht in einen Laden gehen, um auch nur eine Büchse zu kaufen, wie man sie früher oft weggeworfen hat. Man kann hier überhaupt nichts kaufen. Man ist auf das angewiesen, was der Nachschub liefert, was der Zufall in die Hände spielt oder was die heimatlichen Päckchen bringen. Das Geld hat seine Bedeutung verloren, nur die Ware gilt. Davon gibt es nur eine Ausnahme: wenn wir Marketenderware empfangen. Die kann mit Geld bezahlt werden.

So sehr wir uns oft wünschen, den einen oder anderen Gegenstand schnell und auf übliche Weise erwerben zu können, so zeigt doch die Entthronung des Geldes an der Front beglückend deutlich sein Scheindasein im normalen Verkehr. Hier wird täglich neu demonstriert, daß Geld keine Sicherheit gibt, daß Leistung

und Gut hinter all dem stehen, was wir Wirtschaft nennen.

Der Soldat wird, wenn er einst in die Heimat zurückgekehrt sein wird, alle Dinge in einer ganz anderen Bewertung sehen. Er wird sich leichter vom Gelde trennen; er wird, wo er es noch tat, viel Geld nicht für ein Zeichen der Vornehmheit halten; er wird sich freilich auch wieder daran gewöhnen müssen, daß man daheim mit dem Geld haushalten muß. Ganz gewiß aber wird er zu gesunder Vorratswirtschaft in allen Verbrauchsdingen kommen und sparsam mit den Gütern umgehen, die er draußen schätzen gelernt hat, als er die Schule des einfachen Lebens durchmachte. Mit seinen an die Entbehrungen des Krieges gewöhnten Soldaten hat der große Friedrich seinen strengen preußischen Staat aufbauen können. Ähnlich wird es unserer Generation ergehen, die ein Brot oder ein Stück



Das Gesicht des
pommerschen Soldaten
Korvettenkapitän
Scholtz,
Träger des Eichenlaubes
zum Ritterkreuz



Das Gesicht des
pommerschen Soldaten
Major Ihlefeld,
Träger des Ritterkreuzes
mit Eichenlaub
und Schwertern

Pergamentpapier höher einzuschätzen lernte als einen Zehnmarkschein.

Das alles kommt daher, weil der Soldat an der Front sich an das Handgreifliche halten muß. Darum hat er sich auch von bestimmten Gütern, wo er ihrer habhaft werden konnte, einen kleinen Vorrat angelegt, sofern er sie nicht sofort verbrauchen konnte. So hat er vielleicht gegen ein Stück Seife zwei Päckchen Zigarettenpapier einzutauschen, gegen einen Bleistift zwei Zigarren, und für einen Haarschnitt bezahlt er gern ein Päckchen Zigaretten.

Der Frontneuling muß sich an diese natürlichere Marktordnung erst gewöhnen und da ihm manches fehlt, was er in mangelnder Voraussicht mitzubringen vergaß, ist er auf das Verständnis und die Hilfe der erfahrenen Kameraden angewiesen und muß sich manches früher belanglose, hier aber kostbare Gut à conto liefern lassen. Doch nach einer gewissen Zeit hat man sich daran gewöhnt, das, was einem auf den ersten Blick als Schacher erschien, als eine gesunde und natürliche Selbsthilfe zu betrachten.

Für das Stückchen Pergamentpapier habe ich dem Sanitäter noch nichts bieten können. Er hat mein Kopfzerbrechen wohl bemerkt und es mir groß-

zügig geschenkt, und ich bin weit davon entfernt, dieses Geschenk zu belächeln.

28. 3. 1942.

Am frühen Nachmittag brannte in der Nähe ein Haus. Einem Soldaten, der an den Löscharbeiten beteiligt war, stürzte dabei ein Balken ins Genick. Er war sofort tot. Man bedauerte allgemein, daß er gerade auf diese Weise ums Leben gekommen.

29. 3. 1942.

Als ich im milden, blauen Licht der Frühe auf Posten stand, kam der Oberwachmeister K. vorüber und befragte mich nach meinem Ergehen. Ich antwortete, daß ich eben im Begriff sei, den schönen Sonntagmorgen zu genießen. Darauf er: „Ja, richtig, es ist ja Sonntag. — Und Palmarum.“

Palmarum!

Wie ein Zauberwort wirkte es auf mich ein und berief die Vergangenheit. Palmarum. Das bedeutet: Kätzchen am Zweig in kühler Morgenfrühe. Spaziergang im neuen Frühjahrsanzug. Konfirmanden in Blau und Weiß. Österliche Ferienstimmung (die ganze feierliche und freizeitreiche Karwoche stand bevor). Windumflatterter Gang mit einer Geliebten durch Wiesen und junges Holz. Das bedeutet: endgültige Ein-

kehr des Frühlings unter dem Orgelsang der Kirchen und Winde. Spiel im blühenden Garten der Großmutter, Bummel auf der festlichen Promenade der freundlichen Universitätsstadt, Jungsein und Fröhlichkeit. Lauter freundliche Bilder bewegten mich auf dem Postengang durch den auftauenden Schnee, und eine kindliche Heiterkeit ergriff Besitz von mir; obgleich es andere Töne waren, als die der heimatischen Orgeln, die über mich dahinbrausten; denn die Sowjets schossen pfeifende Bögen.

So freundlich der Vormittag mich angesprochen hatte, so trüb sah mich der Nachmittag. Ich beobachtete aus einiger Entfernung, wie sie aus einem Hause auf einer Decke eine Last heraustrugen und in die Erde versenkten. Zwei, drei Soldaten standen dabei, wie zwei andere das Loch mit den frostklirrenden Erdbrocken wieder zuwarfen, während ein Hauptwachmeister die Hand an die Mütze legte. Kurz darauf brachte man zwei frische Kreuze aus Birkenholz.

Ich erfuhr, daß man dort den Kameraden, der tags zuvor von einem Balken tödlich getroffen worden war, mit einem anderen, den eine Granate getötet, bestattet hatte.

Merkwürdigerweise dachte ich danach fortgesetzt an ein Mädchen, mit dem ich fröhliche und leidenschaftlich ernste Tage genoß; aber ich erwies mich wenig dankbar für den Versuch des Sonntags Palmarum, mir durch solche Vorstellungen die Heiterkeit zurückzugewinnen. Dennoch gelang es ihm.

31. 3. 1942.

Ein Haarschnitt an der Front ist eine gehobene Wohltat, und die wallende Russenmähne gehört laut Aussage des Hauptwachmeisters nicht zum Anzug des Soldaten. Also gehe ich zum Friseur.

Er ist Funker in der Vermittlung. „Haarschneiden? Ja, einen Augenblick.“ Er legt zwei Kabeltrommeln zu einem Rundsitz aufeinander und bittet, Platz zu nehmen.

Da sitze ich nun steif aufgerichtet und denke an das Wohlgefühl, mit dem man sich bei dem heimatischen Friseur in den Sessel sinken ließ, um die Pause auszukosten, die so völlig gerechtfertigt zwischen zwei Stationen der Arbeit lag: Eine Nützlichkeit und doch eine angenehme Entspannung, die sich auch durch intensivstes Studium der Illustrierten nicht strecken ließ, wenn der Meister sein unerbittliches „So bitte sehr“ sprach.

Was ist hier davon geblieben? Zunächst der weiße Kittel. Er ist offenbar die Bedingung, ohne die ein rechter Friseur nicht schafft. Dann ein Rest jener Hinneigung, mit der man sich vertrauensvoll der Arbeit am eigenen Haupte hingibt. Die Geräte hat der Friseur den Etuis entnommen, und nun beginnt er, den Kopfhörer aufgestreift, sein klapperndes Werk. Er verrichtet

es so gut, daß man glauben kann, man sitze in einem Herrensalon, vorausgesetzt, daß man die Augen schließt.

Aber der Traum währt nicht lange. Plötzlich unterbricht der Friseur seine Arbeit und wird zum Funker. „Hier Krähentopf, Krähentopf!“ ruft er, und man ahnt, daß er durch den Kopfhörer angesprochen wurde.

Als er eben wieder begonnen hat, wird die Türe aufgerissen, und herein stürzen zwei Soldaten, ganz außer Atem, Schweiß auf der Stirn. Es sind zwei Störungssucher, die kilometerweit unterwegs waren, um eine schadhafte Fernsprechleitung zu untersuchen. Sie entblößen schnell den Oberkörper, reiben sich ab und stürzen wieder hinaus, um andere Fehler im Nachrichtennetz zu beseitigen.

Sie haben's nicht leicht, berichtet der Friseur. Wie oft müssen sie unter Beschuß hinaus, weit weit, die schwarzen Kabel entlang, ganz auf sich selbst und auf die schnellen Skier gestellt.

Der Vermittlungskasten klappert, der Funker-Friseur ruft sein „Krähentopf, Krähentopf“ —, oh nein, man ist doch nicht in einem Friseursalon.

4. 4. 1942.

Auf dem Weg zu den Bunkern durchmaß unser Wagen eine Landschaft, die von der Schlacht gezeichnet war.

Da seit einigen Tagen mildes Tauwetter herrscht, zog sich der Weg als schwarzes, verschlammtes Band durch den Schnee, stellenweise gänzlich vom Schmelzwasser überflutet. Rechts und links schwarze und braune Trichter, von größeren Kreisflächen umgeben, in die die Splitter und Erdbrocken dunkle Punkte getupft haben. An manchen Stellen, wo der Schnee schon tief hinabgetaut war, ließen Pferdekadaver und Leichen russischer Soldaten ahnen, was alles der Frühling noch an den Tag bringen wird. Hier kreisten in schaurig plumpem Flug schwarze Rabenschwärme. Düster lagen die Brandreste zerstörter Dörfer am Wege, Gebälk und Wagengerippe ragten nackt empor, und müde zogen die Wagengespanne mit Verpflegung und Munition vorüber. Ein Panzer mit drei starr dreinblickenden Männern spritzte durch den Morast.

Der Bunkerbau brachte uns aufs angenehmste mit der Erde in Berührung, die uns nach schneereichem Winter-


leben warm und mütterlich erschien, zumal uns durch die Ausschachtung der Blick in die noch weiß-kalte Umgebung beschnitten war und nur die kleinen Stämmchen mit jungen Knospen über unsere Aufschüttung ragten.

Der Boden, in dieser Gegend recht unterschiedlich, stellte gerade an unserer Baustelle den Arbeiten erhebliche Schwierigkeiten entgegen, da unter einer Sandschicht weißer, vorwiegend aber roter Ton lag, der bis zu einer Tiefe von weit über einem Meter so hart gefroren war, daß wir die Masse wie roten Fels stückweise mit der Spitzhacke herausbrechen mußten. Manche Brocken sahen aus wie riesige Schokoladensplitter.

Wir kamen gut durchlüftet, müde und hungrig in unser Quartier zurück und fanden in unserem Wagen den Ostersonnabend so trefflich vorbereitet, wie das nur möglich war.

Für jeden hatte die Küche einen runden Streuselkuchen gebacken und ein freundliches Maß Kaffeelikör bereitgestellt. Dazu gabs Zigaretten, Schokolade, Zitrone, Apfelsine und Verpflegung für vier Tage.



Das Gesicht des pommerschen Soldaten: Ritterkreuzträger General von Briesen  und Ritterkreuzträger Unteroffizier Brüggemann
Aufnahmen (4): Archiv „Pommersche Zeitung“

Da die sowjetischen Flieger heute wiederholt über uns kreisten, vermuten wir, daß sie uns noch einen Eierseggen dazu bescheren werden. Einmal wurden wir bereits aus der Stille unseres Wagens aufgescheucht. Jedoch genießen wir jetzt noch bei Likör und Zigaretten diesen daheim so feierlichen Oster-sonnabend und bieten um der stillen Stunde willen der Müdigkeit Trotz. Paul schreibt noch an seine Frau und hat das Bild seines Jungen vor sich stehen.

Da der Wind uns den Rauch in unser Gelaß treibt, haben wir den Ofen ausgehen lassen. Aber das macht nichts. Noch kann ich mir den Pelz um die Schultern legen und außerdem ist morgen Ostern.

8. 4. 1942.

Bei der Rückkehr ins Quartier mißt der Sanitätsdienstgrad 38,3 Grad Temperatur. Mir wird ein Notlager angewiesen.

9. 4. 1942.

Nach durchfieberter Nacht fahre ich mit zu den Bunkern. Solange ich in unserem Wagen sitze, ist es auszuhalten. Aber da in ihm jetzt gearbeitet wird, muß ich weichen und erhalte nach längerem Hin und Her in der gräßlichen Nässe des Tauwetters einen Bunker angewiesen, der zwar noch nicht geheizt, aber einigermaßen fertig ist. Da liege ich auf dem Boden, bis Leutnant St. kommt und alles weitere veranlaßt.

Bald sitze ich auf dem Lastkraftwagen des Leutnants, der mich damals nach vorne brachte. Schaukelfahrt in östlicher Matschperiode bei Fieber und vereiterten Mandeln. Dauer viereinhalb Stunden für eine Strecke, die man zu Fuß in eineinhalb Stunde zurücklegen kann. Dreimal festgesessen.

In der Krankenstube wurde ich zögernd, später dann aber freundlich aufgenommen. Man brachte mir die erste Post nach und der Feldweibel stiftete ein Licht, damit ich sie lesen konnte. Ich habe den ganzen Abend daran zu tun.

11. 4. 1942.

Ich liege auf einer jener erhöhten Pritschen unmittelbar unter der Zimmerdecke, wo man zerfließt, sobald geheizt wird und Nachts friert, wenn man sich nicht zeitig zudeckt. Die ärztlich verordneten Gifte tun ihre Wirkung im Körper.

Während die dralle, leidlich frische, immer aber freundliche Russendirne ausfegt, wumserts in der Ferne, jedoch so, daß unser Haus wackelt. „Rußki bum bum“, meint Nura; aber wir wissen, daß unsere Sturzkampfbomber vorne ihr Vernichtungswerk tun.

Die kranken Soldaten haben fast alle Grippe — ähnliche Leiden oder geringfügige Verletzungen. Morgens und Nachmittags macht der Arzt Visite, läßt sich Temperaturen und Befunde nennen,

schaute mit ruhigem, etwas müdem Blick (viel zu ruhig und viel zu müde für seine Jugend) diesen und jenen an, verordnet Tabletten und geht wieder, wenn nicht im Vorraum noch ein einheimischer Patient wartet. Eben haben sie ihren Spaß mit einem jungen Mädchen. Seine Hand muß eingerieben werden, und da befiehlt der Feldweibel, daß es sie ausstreckt, erheben und nach vorne. Und wie die Schöne nun da steht und unbewußt den Deutschen Gruß ausführt, lacht alles ringsumher. Sie ist ein wenig erstaunt, und man erklärt ihr mit Gebärden, worum es geht. Aber das läßt sie unbewegt.

Die Frauen geben sich der Behandlung durch den deutschen Arzt vertrauensvoll hin. Mitunter bringen sie auch ihre Kinder, schmutzige und zerlumpte Jungen und Mädels mit eitrigem Wunden. Heute ertönte gar das ungewohnte Geschrei eines Säuglings in unserer Kriegerhütte. Unter welchen Sternen wachsen diese Kinder heran!

Für Speise und Behandlung holen die Frauen Wasser, so daß wir uns täglich waschen können, fegen und scheuern gar die Dielen, spalten Holz und machen sich sonst nützlich. Als ich eben meine Waschschüssel leeren wollte, nahm eine Alte sie mir mit lächelndem Ernst aus der Hand und verwies mich aufs Bett.

12. 4. 1942.

Wir lagen nebeneinander auf unseren schmalen Pritschen. Aus dem Nebenraum fiel noch letztes Licht in unsere Stube. Da uns die Wärme und ein eben abgebrochenes Gespräch in größerem Kreise noch munter hielten, begann der Mann neben mir mit einem Male, zögernd und doch seines Zieles gewiß, Worte zu setzen.

Ich wunderte mich nicht darüber; denn er hatte mich vom zweiten Tag meines Hierseins an mit Vornamen angeredet, eine Auszeichnung, die der alte Frontsoldat sonst nur dem länger erprobten Kampfgefährten zuteil werden läßt. Ich hatte diese Vertraulichkeit ohne Hemmung erwidert, weil mich aus den Zügen des Kameraden klarer Ernst und unverkümmerter Wuchs angesprochen hatten. Er gestand, daß er mein Gesicht durchforscht und Spuren des Lebens darin gefunden habe. Nun sei ihm mit meinen Schilderungen aus meinem Beruf eine ganz neue Welt aufgegangen, von der er bisher sozusagen nichts gewußt hätte. Es möge sein, daß er diesen Beruf überschätze, aber es müsse doch ein starkes Talent für ihn eingeboren sein.

Ich erwiderte, daß jeder, der in seinem Beruf nicht ein Scharlatan oder steifer Verwalter sein wolle, für ihn geboren sein müsse, sei er nun Sänger, Schriftsteller oder ein Mann, der ein Schemelbein kunstvoll zu dreheln wisse.

„Wie kommst du nur auf Schemelbein?“ fragte er, „das ist nämlich mein Beruf. Ich bin Schreiner.“

Und er begann, von seinem Handwerk zu sprechen, schilderte seine Gesellenarbeit, einen Schrank aus feinen Hölzern, den er gegen den Willen seines Meisters ausgeführt habe, und den ihm eine Tante bis zur Gründung eines eigenen Hausstandes aufbewahre. Wir schwelgten eine Weile in der Vorstellung schöner Hölzer und kunstfertiger Arbeiten, aber dann kam er mit seinem eigentlichen Anliegen heraus:

Wenn er an seinem Geschütz stünde, fielen ihm manchmal Zweifel darüber an, ob er je wieder in seinem Beruf werde tätig sein können. Er meine nicht, daß er falle oder ein Glied verliere, sondern er zweifle deshalb, weil er vermute, daß die rauhe und strenge Ordnung der Krieger und das grausame und vernichtende Geschehen des Krieges die unter Mühen und Opfern entwickelte Pflanze des handwerklichen Schöpfersinns zerstörten. „Und was dann?“ fragte er. „Wird man uns helfen? Wird man uns einen Weg weisen? Wird man mit uns Geduld haben? An Geld soll es nicht fehlen. Davon habe ich im Laufe des Krieges einen schönen Batzen zusammengespart.“

Ich erwiderte, daß ich den einmal erworbenen Reifegrad in einem Beruf aus Leidenschaft für einen fest eingewachsenen Bestandteil des Geistes hielte, der nur mit dem Geist selbst zerstört werden könne. Die Erhabenheit der Meisterschaft sei unverlierbarer Besitz, der wohl vorübergehend verdeckt werden könne, durch Trübungen, Krankheiten oder dergleichen. Aber der Körper bediene sich auch mitunter der Verschüttung, um seine zartesten Pflanzen zu behüten. Dies alles könne man freilich nicht errechnen, man müsse in Geduld darauf vertrauen, daß die Verschüttung, sofern davon die Rede sein müsse, eines Tages in der milderen Luft der Heimat weiche, wie der Schnee unter der Sonne. „Kommst du also gesund nach Hause“, so schloß ich, „so wirst du auch bald fühlen, wie die verdeckenden Schollen sich über dem Pflänzlein heben oder zerschmelzen, und dann wird es nicht lange dauern, bis du wieder an der Werkbank stehst und freudig dein Handwerk lobst. Daß man Geduld mit den Soldaten hat und Hilfe für sie bereit hält — das liegt außer jedem Zweifel.“

Er lauschte meinen Worten eine Weile nach, als rief er sich jedes einzelne nochmals ans Ohr und wurde darüber offensichtlich von der Heimat selbst in so starkem Maße angerührt, daß er ihre Bilder beschwor und nicht enden wollte.

So klang das Gespräch, bei dem ich lediglich den Geburtshelfer gespielt hatte, und das in der Aussprache schon Trost und Genügen fand, in den sonnabendlich gerufenen Glockentönen der Heimat aus.

Deutsch-Finnische Verbundenheit

Im November 1942 wurde in Berlin die Deutsch-Finnische Gesellschaft gegründet. Die deutsch-finnische Waffenbrüderschaft, im gemeinsamen Kampfe für das neue Europa erprobt und gestählt, bekam damit ihre Ergänzung nach der kulturellen und kulturpolitischen Seite. Beide Völker wissen, daß es in diesem Kampfe nicht nur um ihr staatliches Sein und Nichtsein geht, sondern auch um die Erhaltung der höchsten Werte menschlicher Kultur. Finnland hat seit Jahrhunderten auf Wacht gegen den Osten gestanden; im engsten Zusammenleben mit germanischen Völkern hat es seine Kultur entwickelt und sich von jeher als Vorposten für diese gemeinsame Kultur gefühlt. Von solchem Gesichtspunkt aus gesehen bedeutet die heutige Verbundenheit nicht nur den Anfang einer Zusammenarbeit beim Aufbau eines neuen Europa, sondern ist zugleich der Ausdruck einer Schicksalsgemeinschaft, die seit Jahrhunderten besteht. Wie eng von alters her die Verbindung Finnlands mit Deutschland als dem kulturellen Kernland Europas ist, lehrt bereits ein kurzer Blick auf Finnlands geschichtliche und kulturgeschichtliche Entwicklung.

Die Kaufleute Niederdeutschlands, und unter ihnen wiederum zunächst die Friesen, waren es, die die ersten Beziehungen anbahnten. Diese ersten Fernfahrer wie später auch die Hansekaufleute kamen nicht nur zu kurzem Aufenthalt ins Land; es ist vielmehr in finnischen Überlieferungen bezeugt, daß diese „Gäste“ (finn. „kestit“) den Winter über dort im Lande auf das neue Einsetzen der Schifffahrt zu warten pflegten und während dieser Zeit ihren Handel trieben. Wie die vielen Ortsnamen in der Zusammensetzung mit dem ursprünglich friesischen Namen kugg oder kogg, der Bezeichnung für das Handelsschiff, andeuten, haben die deutschen Kaufleute an der ganzen finnischen Südküste entlang ihren Handel getrieben, und daß das Wort für Deutscher (saksalainen) schlechthin „Kaufmann“ bedeutete, läßt auf den großen Einfluß dieser Handelsfahrer schließen. Andere Zeugnisse bieten alte finnische Volkslieder; sie wissen von Liebschaften junger deutscher Kaufleute mit Finninnen zu berichten und zeigen, daß auch das seelische Leben der Finnen teil-

hatte. Der Hanseat wird der Vermittler deutscher Kultur in Finnland. Das Plattdeutsche, die offizielle Sprache der

Hansestädte, wird in der Korrespondenz gebräuchlich und beeinflußt das Sprachleben Finnlands. Bedeutende Hanseaten stehen in regem Austausch mit Finnen. So berichten die Urkunden von einem Danziger Ratsherren, der seine beiden Söhne einem angesehenen Bürger in Turku zur Erziehung übergab und ihn bat, ihnen Unterricht in der finnischen Sprache erteilen zu lassen. In der Blütezeit der Hanse wurden viele Kaufleute in den finnischen Städten Turku (Åbo) und Wiburg sesshaft, wobei ihnen auch bald die Handwerker folgten. Wie groß der Einfluß dieser fremden Zuwanderer war, geht u. a. daraus hervor, daß in diesen mittelalterlichen Städten die Hälfte der Ratsplätze in der Regel von Deutschen besetzt war. Bei diesen engen kulturellen Bindungen ist es wohl nicht zufällig, daß sich eines der bedeu-

tendsten Werke der altdeutschen Malerei, der Barbara-Altar des Hamburger Meisters Francke, in Finnland aufgefunden hat (heute im finnischen Nationalmuseum in Helsinki).

In den folgenden Jahrhunderten ging das Deutschtum in Finnland, nachdem den Deutschen der Handel durch die Schweden erschwert wurde, zurück. Nur Wiburg, die wichtige karelische Handelsstadt, machte eine Ausnahme; am Ende des 16. Jahrhunderts siedelten wieder zahlreiche Deutsche in dieser Stadt, gelockt durch besondere Vorrechte, die ihnen gewährt wurden.

Mit der Gründung der deutschen Universitäten, besonders der Greifswalder und Rostocker, war eine neugeartete enge kulturelle Verbindung entstanden. Eine große Zahl junger Finnen, die später führende Stellungen im



Das Schloß von Wiburg

geistigen Leben ihrer Heimat einnahmen, erhielten jetzt ihre Bildung in Deutschland. In dieser Bewegung bildet der Studienaufenthalt des Finnen Mikael Agricola in Wittenberg ein wichtiges Ereignis. Luther beeinflusste ihn, die Bibel ins Finnische zu übersetzen, und mit dieser Übersetzung und der Herausgabe einer finnischen Bibel für den Schulunterricht schuf Agricola die finnische Schriftsprache.

Unter den Ereignissen, die in der Folgezeit für die deutsch-finnischen Beziehungen von Wichtigkeit sind, ist vor allem der Dreißigjährige Krieg zu nennen. Finnische Regimenter durchziehen als die Kerntrouppen Gustav Adolfs unter ihrem Führer Gustav Horn ganz Deutschland (nach ihrem Schlachtruf „Hakapeliten“ genannt) und nehmen den Eindruck deutscher Kultur nach Finnland mit. Und im folgenden Jahrhundert dringt das Deutschtum im Südosten Finnlands ein.

Nachdem Karelien mit Wiburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Rußland gefallen war, gewinnt das Wiburger Deutschtum durch den Zuzug zahlreicher deutscher Kaufleute und Beamte aus Petersburg und den baltischen Gebieten an Bedeutung. Damals wurde Wiburg für ein halbes Jahrhundert zu einer Stadt, die zur Hälfte ein deutsches Gepräge bekam. Die Unterrichtssprache in den Schulen war vor allem das Deutsche und auch als Amtssprache bürgerte es sich ein. Es erschienen damals dort, noch vor der Begründung einer finnischsprachigen Presse, zwei deutschsprachige Zeitungen („Wiburgs Mancherley zum Nutzen und Vergnügen“ und „Wiburgs Wochenblatt“), die auch für das finnische Kulturleben ihre Bedeutung erhielten. In jener Zeit siedelte auch ein Zweig des Geschlechts der Krohns, das von Rügen und Richtenberg stammt, nach Finnland über. Es brachte führende Gelehrtenpersönlichkeiten und Dichterbegabungen hervor (Julius Krohn, Kaarle Krohn, Ilmari Krohn, Aino Kallas usw.), ohne die das finnische Kulturleben der letzten achtzig Jahre nicht zu denken ist; besonders Kaarle Krohn gewann durch seine volkskundlichen Forschungen internationalen Ruf. Von gleicher Bedeutung wurde das Geschlecht der Wichmanns, das aus Stralsund stammt und vor etwa 160 Jahren in Westfinnland einwanderte; vor allem Yrjö Wichmann, der bahnbrechende Gelehrte auf dem Gebiete der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft, und Professor S. Wichmann, der heutige Leiter der modernen Frauenklinik in Helsinki, sind hier zu nennen.

Im ausgehenden 18. und dem ganzen 19. Jahrhundert ist Finnland reich von deutscher Kultur befruchtet worden. Auf allen Gebieten des Kulturlebens ist dieser Einfluß zu spüren. Ein Deutscher



Blick auf Abo

Aufnahmen: Archiv

war Fredrik Pacius, der erste Organisator des finnischen Musiklebens; er schuf mit der Vertonung des Einleitungsgesanges zu Runebergs „Fähnrich Stahl“ das finnische Nationallied. Der deutsche Architekt C. L. Engel, ein Studienfreund Schinkels, entwarf zu Ende der zwanziger Jahre den genialen neuen Stadtplan von Helsinki; seine klassizistischen Bauwerke gaben der „weißen Stadt des Nordens“ ihr eindrucksvolles Gepräge. Auf literarischem Gebiet wurde die Wirkung Herders von großer Bedeutung, und wenn man die finnischen Zeitungen des 19. Jahrhunderts durchblättert, merkt man aus den vielen Reiseberichten, Pressemeldungen, Aufsätzen und Übersetzungen aus und über Deutschland, daß die Beziehungen über die Ostsee hinüber und herüber außerordentlich rege waren.

Einen Höhepunkt im politischen Leben der Hauptstadt bildete der hundertste Geburtstag Schillers; wie ein Heros der eigenen Nation wurde der Kämpfer der Freiheit in dem unter russischem Druck stehenden Lande gefeiert. Den tiefsten Einfluß aber, den die deutsch-finnische Verbundenheit in neuerer Zeit auf die Entwicklung Finnlands ausgeübt hat, kennzeichnen die Namen Porthan und Snellmann. Porthan, der große Gelehrte der finnischen Universität zu Ausgang des 18. Jahrhunderts, bekam bei einem Aufenthalt in Göttingen tiefste Anregung und wurde zum Begründer der nationalen finnischen Wissenschaft, die aus dem finnischen Volkstum und seiner Geschichte ihre Kräfte empfangt. Und Snellmann (1806—1881) wurde unter dem Einfluß der Hegelschen Philosophie während seines längeren Aufenthaltes in Tübingen nach seiner Rück-

kehr der große Philosoph und Staatsmann, der seinem finnischen Volke ein nationales Bewußtsein vermittelte. Er sah die Gefahr, die Finnland und ganz Nordeuropa bedrohte, wenn das finnische Volk nicht zu nationalem Dasein erzogen würde und den panslawistischen Strömungen von Osten keinen nationalen Widerstand entgegensetzen könnte. Snellmann wurde der eigentliche Schöpfer des modernen Finnlands; ohne seine im Hegelschen Geiste geleistete nationale Vorarbeit hätte Svinhufvud niemals am 6. Dezember 1917 die Selbständigkeit Finnlands proklamieren können.

Beim Kampf um seine Unabhängigkeit ging Finnland mit Deutschland zusammen; zum ersten Male wurde die Verbundenheit mit Blut besiegelt. Zunächst half Deutschland dem finnischen Volke bei der Heranbildung seiner Wehrmacht, indem es vom Jahre 1915 ab die heimliche Ausbildung der insgesamt 2000 finnischen Freiwilligen im Lockstedter Lager ermöglichte. Als „27. Preußisches Jägerbataillon“ erwarben diese Jäger im Ostfeldzug ihre Kampferfahrung; sie bildeten dann nach der Rückkehr während des finnischen Freiheitskampfes im Frühjahr 1918 das Rückgrat der Freiheitsarmee Mannerheims, und viele von ihnen gehörten später dem Führerkorps an, das die junge Wehrmacht aufbauen half und 25 Jahre später in schwerster Schicksalsstunde die Probe höchster Bewährung bestand.

Die heimliche Jägeraktion, bei der sich die Finnen auf Schleichwegen nach Deutschland begeben mußten, wurde für Deutschland selbst bedeutungsvoll. Denn die Russen unterließen bei der Unzuverlässigkeit der Finnen

die geplante Einführung der Wehrpflicht, so daß für das russische Heer annähernd 200 000 Mann ausfielen; außerdem erachtete Rußland infolge dieser Jägeraktion die dauernde Besetzung Finnlands für nötig, wodurch zwei russische Armeekorps gebunden und von der Ostfront ferngehalten wurden.

Im Frühjahr 1918 kam dann Deutschland mit der Waffe zu Hilfe (General v. d. Goltz, Admiral Meurer), als Mannerheim seinen Freiheitskampf im Norden des Landes begonnen hatte und in zwischen der Süden dem furchtbaren Terror der Bolschewisten preisgegeben war. Unter unbeschreiblichem Jubel der erlösten Bevölkerung zog General v. d. Goltz am 14. April 1918 in Helsinki ein. Noch heute künden die stets mit Liebe von den Finnen gepflegten deutschen Heldengräber von dem hohen Einsatz der deutschen Truppen.

Der Ausgang des Weltkrieges stellte das junge finnische Staatswesen vor schwierige Aufgaben. Derjenige Staat, mit dem zusammen es seine Unabhängigkeit erkämpft hatte, wurde zur Ohnmacht verurteilt. Die Ententemächte zeigten ihr Mißtrauen gegen die deutsch-finnischen Beziehungen und übten einen starken politischen und wirtschaftlichen Druck aus. Der Reichsverweser Svinhufvud, der allzu treue Freund Deutschlands, mußte von seinem Posten zurücktreten; die Handelsbeziehungen zu Deutschland mußten auf Forderung der Entente abgebrochen werden. Nicht abbrechen ließen sich allerdings die inneren Beziehungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hatten und durch den deutschen Einsatz nunmehr verstärkt waren. Das kam bei verschiedenen Gelegenheiten zum Ausdruck.

So bot Finnland nach dem Weltkriege sofort die Aufnahme unterernährter deutscher Kinder an und sparte während der Inflationszeit nicht mit Liebestätigkeit und Sympathiekundgebungen, so daß der finnische Gesandte in Paris nicht leichte Tage hatte.

Weiterhin zeigte es sich, als die finnische Wissenschaft offiziell durch den Kanzler der Universität 1922 die Teilnahme am 1. internationalen Geographenkongreß in Kairo, 1924 die Teilnahme am internationalen Mathematikerkongreß in Toronto absagen ließ, weil Deutschland zu diesen Kongressen nicht eingeladen sei.

Politisch weittragender war dann der finnische Völkerrechtsprotest vom 14. Februar 1923 gegen den einen Monat zuvor erfolgten Ruhreinmarsch der Franzosen: 232 führende Juristen Finnlands, an ihrer Spitze Svinhufvud, wandten sich damals als erste internationale Stimme in der offiziellen Presse Finnlands offen und energisch gegen den französischen Willkürakt und zogen ähnliche Protestkundgebungen

anderer Länder nach sich. Finnland genoß als ein im Rechtskampf erprobtes Volk („Finnische Frage“ von 1899) zu große Sympathien, als daß diese Stimme überhört werden konnte. Als eines der schönsten Zeugnisse deutsch-finnischer Schicksalsgemeinschaft in jener schweren Zeit aber wird immer Koskenniemi herrlicher Preisgesang auf die „Wacht am Rhein“ und die ewigen Werte deutscher Kultur gelten:

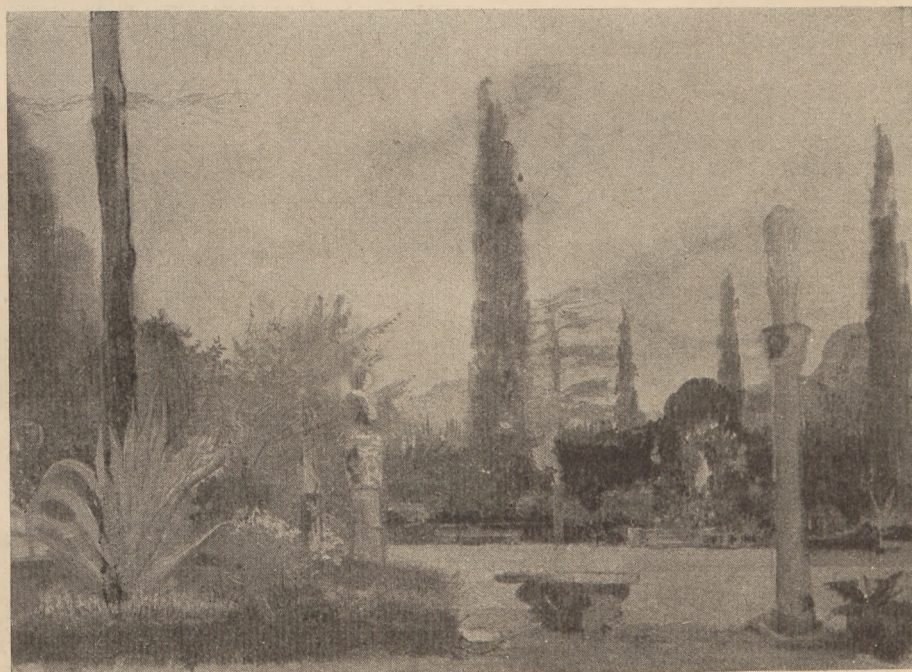
„... Deutschlands Morgen ist der
Menschheit Morgen,
und Deutschlands Nacht ist aller
Menschheit Nacht.“

So waren die inneren Bindungen über alle äußeren Hemmungen hinweg fest und dauerhaft geblieben. Die in Berlin gegründete „Deutsch-Finnische Vereinigung von 1918“ bewahrte durch den Zusammenschluß der einstigen Finnlandkämpfer den Geist der deutsch-finnischen Kameradschaft, in Stettin war seit 1919 der „Deutsch-Finländische Verein“ für die Pflege der Handelsbeziehungen eingetreten.

An der Universität Greifswald entstand 1922 aus einer kleinen Abteilung des Nordischen Instituts das selbständige „Institut für Finnlandkunde“. Es wurde zu einem der modernsten Auslandsinstitute ausgestaltet und konnte vor allem nach 1933, nachdem es ein neues Gebäude zugewiesen bekommen hatte, umfassend ausgebaut werden. Es ist das einzige selbständige Finnland-Institut in Deutschland und hat seinen wichtigen Anteil an der

Pflege und Vertiefung der kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Die Bedeutung des Instituts kam im Jahre 1938 zum besonderen Ausdruck, als die Tradition der 27er Jäger wegen des Vorhandenseins des Instituts in Greifswald übergeben wurde, wobei der finnische Oberbefehlshaber persönlich zugegen war; sie zeigte sich dann ferner darin, daß im Sommer 1940 Greifswald die erste deutsche Stadt war, die finnische Schwerverwundete aus dem finnischen Winterkrieg 1939/40 in ihren Kliniken aufnahm; und weiterhin trat sie im Februar 1942 anlässlich der Zwanzigjahrfeier des Instituts zutage, als gelegentlich des vom Institut veranstalteten Sibelius-Konzertes Vertreter des finnischen Kultusministers und der finnischen Gesandtschaft erschienen waren und der finnische Kultusminister, der Gesandte und der Rektor der Universität Helsinki ihre Glückwünsche sandten.

Ein neues Kapitel in der Geschichte der deutsch-finnischen Verbundenheit hat mit dem 22. Juni 1941 begonnen. Obleich das finnische Volk schwer mit den Wiederaufbauproblemen zu ringen hatte und so manche Wunde noch offen war, die der schwere einsame Winterkrieg 1939/40 schlug, schloß sich Finnland sofort dem deutschen Vormarsch gegen den Bolschewismus, den brutalsten Feind europäischer Kultur vorbehalt- und bedingungslos an. Indem sich der Führer und Feldmarschall Mannerheim persönlich die Hand reichten, wurde die Schicksalsgemeinschaft besiegelt, die nunmehr die beiden Länder zu gemeinsamem Aufbau eines neuen Europa verbindet.



Bruno Müller: Römischer Garten. Aquarell. Besitzer Prof. Stangl, Rom.

Aufnahme: Privat

Carl Wilhelm Scheele, ein genialer Pommer

Zu Stralsund, der alten deutschen Hansestadt, die 1648 durch den Westfälischen Frieden unter schwedische Oberhoheit gekommen war, kam am 19. Dezember 1742 Carl Wilhelm Scheele als das siebente Kind des Kaufmanns Christian Scheele und seiner Gattin Eleonora, geborene Warnekros, zur Welt.

Gleich den ältesten Stralsunder Geschlechtern finden sich schon in den ersten Jahrzehnten nach der Stadtgründung Träger des Namens Scheele in dem uns überkommenen Schriftgut. Im 14. Jahrhundert saßen wiederholt Mitglieder der Familie Scheele im Rat der Stadt oder lenkten sogar als Bürgermeister deren Geschicke. Noch unter den unmittelbaren Vorfahren Carl Wilhelms befinden sich Ratsherren oder Bürgermeister und gleichsam, als ob die Natur die Deutschstämmigkeit des späteren Gelehrten und Sauerstoffentdeckers doppelt hätte besiegeln wollen — auch die Großmutter mütterlicherseits war eine geborene Scheele. Sie entstammte einer Parallele zur Vaterslinie, die sich, wie diese, noch vor 1600 von dem seit 1470 in Vorpommern ansässigen Hauptstamme abzweigte. In den Eltern Carl Wilhelms flossen die beiden Stralsunder Äste der inzwischen weit verbreiteten Familie Scheele zusammen.

Schon auf die zarteste Jugendzeit des Knaben fielen die Schatten trüber Familienergebnisse, denn der Vater, der einen Getreide- und Malzgroßhandel betrieb, erlitt mehrere geschäftliche Fehlschläge und war genötigt, im Anfang des Jahres 1745 seine Zahlungsunfähigkeit zu erklären. Die Gläubiger brachten das Haus in der Fährstraße und dessen ganze Einrichtung unter den Hammer, und wenn auch die vielköpfige Familie zunächst bei Verwandten ein Obdach fand, die Auflösung des väterlichen Geschäftes verursachte der Aufregungen übergenug. Durch die Fürsprache wohlgesinnter Freunde gelang es dem Vater zwar, eine neue Beschäftigung als öffentlicher Makler zu erhalten, und er wurde so von den drückendsten Sorgen um die Erhaltung und Ernährung seiner Familie befreit. Doch die ganze Umwelt, in der sich die Familie Scheele früher befunden hatte, war verschwunden. Peinlichste Lebens einschränkung zwang zur Zurückhaltung, und die Jugend des kleinen Carl Wilhelm stand unter dem Verzicht auf viele Annehmlichkeiten und Freuden. Den Besuch des Gymnasiums konnte der Vater dem aufgeweckten Knaben

aus Gelddrücksichten nicht ermöglichen, schickte ihn aber auf eine offenbar recht gute Privatschule. Hier kam der Knabe in Berührung mit dem Sohne des sich viel mit chemischen Arbeiten befassenden gelehrten Stadtarztes Dr. Bernhard Nikolaus Weigel, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er von ihm manche Anregung empfing, die für die Wahl des späteren Berufs von Bedeu-



Carl Wilhelm Scheeles Geburtshaus in Stralsund

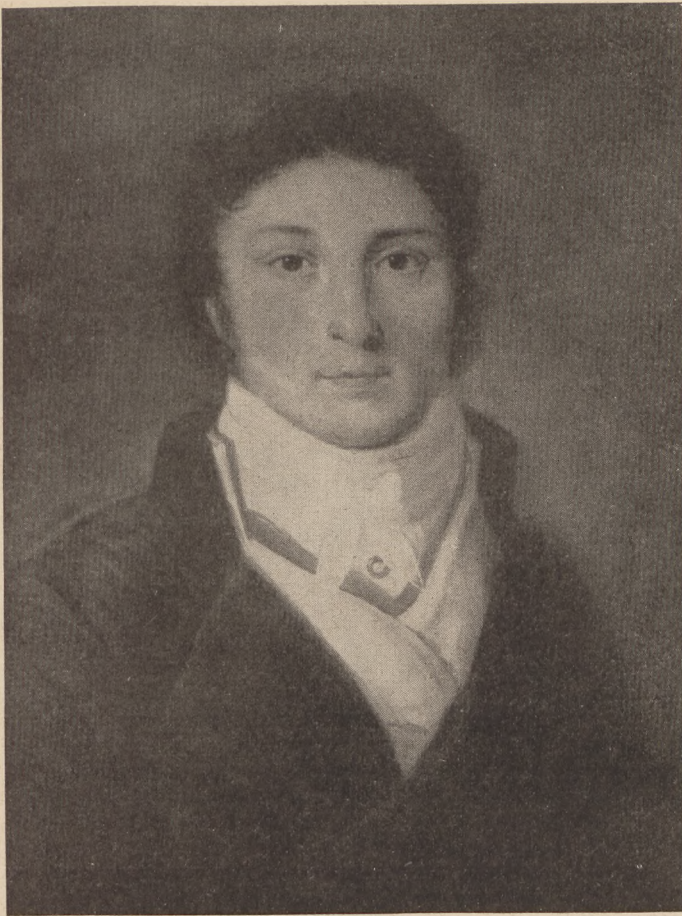
tung war. Jedenfalls zeigte sich bei Carl Wilhelm schon frühzeitig eine Neigung zu naturwissenschaftlichen Dingen, der Vater Scheele dadurch entgegenkam, daß er ihn die Apothekerlaufbahn ergreifen ließ, die in jenen Tagen noch kein akademisches Studium erforderte, sondern in der Apotheke selbst praktisch erlernt wurde.

In einer Stralsunder Apotheke ist Carl Wilhelm nun niemals als Lehrling gewesen, sondern er wandte sich, der damaligen Zugehörigkeit Stralsunds zu Schweden entsprechend, nach Göttingen und trat bei dem Apotheker Martin Johann Bauch in die Lehre. Dieser erkannte sehr bald die außergewöhnlichen Fähigkeiten seines Lehrlings, verstand es, sie zu pflegen, und es ist nicht zum wenigsten sein Verdienst, dem jungen Manne diejenigen Grundlagen vermittelt zu haben, die ihn be-

fähigten, zum zielbewußten Forscher und genialen Entdecker emporzusteigen. Nicht immer fand der junge Scheele auf seinem weiteren Lebenswege durch die Apotheken in Malmö (1765—1768), Stockholm (1768—1770) und Upsala (1770—1775) gleich einsichtige Prinzipale, aber selbst die ungünstigsten Verhältnisse vermochten seinen Forschungsdrang nicht zu hemmen. Auch hatte er inzwischen Gelehrte gefunden, die seine Wißbegier teils zu befriedigen, teils anzuregen wußten und sein bis dahin noch etwas planloses Forschen in die richtigen Bahnen zu lenken verstanden.

Wenn auch Carl Wilhelm Scheele mit manchen seiner wissenschaftlichen Arbeiten bereits Aufsehen erregt und die verdiente Anerkennung gefunden hatte, ein ungehemmtes Forschen war ihm noch nicht beschieden — er war nicht Herr seiner selbst, sondern stand immer noch in dem Abhängigkeitsverhältnis eines Apothekenlaboranten. Erst im Jahre 1776 glückte es ihm, in Köping die Leitung einer eigenen Apotheke zu übernehmen, und von hier aus ging denn auch die Kunde seiner größten wissenschaftlichen Tat, der Entdeckung des Sauerstoffs, in die Welt, wenn auch die experimentellen Vorarbeiten bis in die ersten Jahre seiner Forschungstätigkeit zurückgingen.

Bereits in Malmö hatte Scheele bei seinen Versuchen, Klarheit in den Vorgang des Verbrennens der Körper zu bringen, richtig erkannt, daß eine Verbrennung nur bei Gegenwart von Luft möglich war, und er ließ es sich daher angelegen sein, zunächst die Eigenschaften der Luft zu ergründen. Die Forschungsweise Scheeles beruhte allein auf dem Experiment. Für ihn war der praktische Versuch im Laboratorium das primäre, er wollte sehen, wollte beobachten, und nur aus den sinnfälligen Ergebnissen seiner Untersuchungen zog er seine Schlüsse. Und so konnte er bald feststellen, daß bei der Verbrennung immer ein gewisser Teil der Luft verschwand, der Rest, die „verbrauchte Luft“, dagegen nicht mehr imstande war, den Verbrennungsprozeß zu unterhalten. Nun hatte er aber, und das ist das geniale bei dieser Versuchsreihe, gelegentlich anderer Versuche einmal ein farbloses Gas erhalten, in dem ein Licht bedeutend heller brannte als dies in gewöhnlicher Luft der Fall war. Er mischte nun dieses farblose Gas mit der „verbrauchten Luft“, und siehe da, in diesem Gemisch vollzogen sich seine Versuche über die



Carl Wilhelm Scheele
Aufnahmen (2): Archiv
Stadt Stralsund

Verbrennung genau so wie in der gewöhnlichen Luft. Also war es dieses merkwürdige farblose Gas, welches darin enthalten sein mußte, das bei der Verbrennung eine wesentliche Rolle spielte, und er gab ihm daher den Namen „Feuerluft“. Er gab sich nun nicht mit der einen gelegentlich aufgefundenen Methode zur Gewinnung der Feuerluft zufrieden, sondern arbeitete nicht weniger als zehn Verfahren aus, nach denen man diese eigenartige Luft erhalten konnte. Heute noch werden einige dieser Vorschriften zur Herstellung kleiner Mengen von Sauerstoff im Laboratorium angewendet, denn Scheeles Feuerluft war nichts anderes als unser heutiger Sauerstoff!

Dass alles trug sich, wie Scheeles Aufzeichnungen eindeutig erkennen lassen, im Jahre 1771 zu. Er legte seine Beobachtungen und Ansichten über die Feuerluft in einer größeren Abhandlung nieder, deren Druck sich jedoch derartig verzögerte, daß erst im Jahre 1777 die ersten Exemplare in die Welt hinaus gehen konnten. Und nur infolge dieser nutzlos verstrichenen sechs Jahre war es möglich, daß der Engländer Joseph Priestley (1733—1804), der innerhalb dieser Zeitspanne eine „dephlogistierte Luft“, die ebenfalls nichts weiter als Sauerstoff war, auffand, Scheele die Priorität der Entdeckung

streitig zu machen versuchte. Jedoch beweisen die Laboratoriumsaufzeichnungen Scheeles unumstößlich, daß er schon im Jahre 1771 den Sauerstoff in Händen hatte, während dies bei Priestley erst im Jahre 1774 (am 1. August) der Fall war.

Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß der Sauerstoff von Carl Wilhelm Scheele entdeckt worden ist.

Dem wissenschaftlichen Vermächtnis Scheeles die ihm gebührende Würdigung auch nur annähernd zuteil werden zu lassen, ist hier, wo es sich lediglich darum handelt, einen kurzen Lebensabriß zu bieten, nicht möglich. Kaum eines der vielen Teilgebiete auf dem weiten Felde der heutigen Chemie gibt es, das nicht irgendeine wichtige Beobachtung oder gar Entdeckung Scheele zu verdanken hätte. Einige der bedeutendsten Forschungsergebnisse mögen wenigstens eine kurze Erwähnung finden.

Aus der Reihe der (nach heutiger Anschauung) organischen Säuren entstammte eine seiner ersten Untersuchungen, und der Gewinnung der von ihm erstmalig aus dem Cremor Tartari abgeschiedenen Weinsäure folgten im Lauf der Jahre die Isolierung der Zitronensäure und der Äpfelsäure, der Milch- und der

Schleimsäure, der Gallus-, Pyrogallus- und der Harnsäure. Der schon bekannten Methode der Gewinnung von Benzoesäure durch Sublimation aus dem Benzoeharz fügte er deren Darstellung auf nassem Wege über das Kaliumsalz hinzu. Er entdeckte das Glycerin, nannte es Ölsüß und charakterisierte es als einen wesentlichen Bestandteil der Fette. Außerdem stellte er aus ihm eine Säure — die Oxalsäure — her, deren Identität mit der von ihm selbst aus Zucker gewonnenen Säure und mit der von Wiegleb im Sauerklee aufgefundenen Kleesäure er überzeugend nachwies. Er fand die Borsäure im Borax, die Arsensäure im Arsenik und die Flußsäure im Flußpath. Im Braunstein, den man damals zu den Eisensteinen rechnete, stellte er die Anwesenheit eines von Eisen in seinem Verhalten abweichenden Metalles fest, das später als Mangan erkannt wurde. Während der Versuche mit dem Braunstein fand er noch das Chlor, das er „dephlogistierte Salzsäure“ nannte, sowie die Baryterde. Er isolierte die Molybdänsäure aus dem Molybdänglanz, die Wolframsäure aus dem Tungspath und charakterisierte den Graphit als eine „mit Phlogiston verbundene Kohlen-säure“. Diese Definition ist trotz ihrer absonderlichen, auf den Anschauungen der damaligen Zeit beruhenden Bezeichnung vollauf richtig, denn sie besagt, daß Graphit als eine Art Kohlenstoff zu betrachten ist. Auf der an sich schon bekannten Erscheinung, daß sich Chlorsilber im Sonnenlicht schwärzt, fußend, ließ er das durch ein Prisma zerlegte Tageslicht auf Chlorsilber einwirken und beobachtete dabei, daß den violetten Strahlen ein stärkeres Schwärzungsvermögen zukomme als den roten.

Überblickt man das wissenschaftliche Lebenswerk Scheeles, dessen Umfang mit den vorstehend erwähnten wichtigsten Forschungsergebnissen nur angedeutet ist, vergegenwärtigt man sich dabei, daß sämtliche Untersuchungen neben der alltäglichen Berufsarbeit, vielfach unter unzulänglichen räumlichen Verhältnissen und mit fast unglaublich einfachen Gerätschaften durchgeführt worden sind, dann ergreift einen Ehrfurcht vor der Größe eines solchen Genies.

Unter den vielen Ehrungen, die Carl Wilhelm Scheele zuteil geworden sind, nimmt den höchsten Rang die Ernennung zum Mitglied der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften ein. Seine Einführung in diesen Kreis erlesener Gelehrter fand 1775 zu Stockholm in Gegenwart des Königs von Schweden statt. Im Jahre 1778 wurde er zum Ehrenmitglied der „Gesellschaft Naturforschender Freunde“

in Berlin ernannt, 1784 übersandte ihm die „Königliche Akademie der Wissenschaften zu Turin“ das Ehrendiplom, 1785 nahm ihn die „Königlich medizinische Societät“ zu Paris in ihre Reihen auf, und zwei weitere Ehrungen, eine von der „Societa Italiana“ in Verona und die andere von der „Kurmainsischen Societät der Wissenschaften“ zu Erfurt, gelangten durch einen Zufall nicht mehr bei Lebzeiten in seinen Besitz.

Mehr denn einmal erging an ihn ein Ruf, seinen Wirkungskreis in die Industrie oder an ein großes wissenschaft-

liches Institut zu verlegen. Grade in jenen Tagen, in denen er in Köping einen unerquicklichen Kampf um den Erwerb der Apotheke durchzuführen hatte, versuchte der große Preußenkönig Friedrich ihn für Berlin zu gewinnen, und auch in anderen Ländern wurden Stimmen laut, um ihn nach dorthin zu ziehen. Doch Scheele lehnte alle Anerbieten ab. Er hatte nur den einen Wunsch, sich endlich einmal im eigenen Hause und im eigenen Laboratorium ganz seinen Forschungsarbeiten widmen zu können. Aber erst, nachdem er 1782 seine Apo-

theke in Köping in ein größeres Haus verlegt hatte und sich ein Forschungslaboratorium einrichten konnte, standen ihm für seine Untersuchungen vollkommener Apparaturen zur Verfügung. Bis dahin hatte er sich mit den wenigen Hilfsmitteln, die eine Apotheke darbot, zu helfen verstanden.

Zehn Jahre nur, wohl die einzige sorglose Zeit seines Lebens, waren ihm in Köping noch vergönnt, ehe ihn Krankheit auf das Lager warf und der Tod ihn abrief. Am 21. Mai 1786, kurz vor Mittag, gab Carl Wilhelm Scheele seinen Geist auf.

PAUL ECKHARDT

Thilo von Trotha und die Frauen

Am 24. Februar fährt sich zum 5. Male der Tag, an dem Thilo von Trotha tödlich verunglückte.

Als der Führer in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 30. Januar 1937 über die ersten vier Jahre seines Regimes Rechenschaft ablegte, stellte er mit der beschwörenden Gewalt seines Wortes als die revolutionärste und zugleich aufbauendste Idee des neuen Jahrtausend den *Rassengedanken* an die Spitze.

„Zum erstenmal vielleicht, seit es eine Menschengeschichte gibt, ist in diesem Land die Erkenntnis dahin gelenkt worden, daß von allen Aufgaben, die uns gestellt sind, die erhabenste und damit für den Menschen heiligste die Erhaltung der von Gott gegebenen blutgebundenen Art ist . . . Wir Menschen haben nicht darüber zu richten, warum die Vorsehung die Rassen schuf, sondern nur zu erkennen, daß sie den bestraft, der ihre Schöpfung mißachtet . . . Ich spreche es hier prophetisch aus: so wie die Erkenntnis des Umlaufs der Erde um die Sonne zu einer umwälzenden Neugestaltung des allgemeinen Weltbildes führte, so wird aus der Blut- und Rassenlehre der nationalsozialistischen Bewegung eine Umwälzung der Erkenntnisse und damit des Bildes der Geschichte der menschlichen Vergangenheit und ihrer Zukunft ergeben.“

Mit diesem Wort des Führers hat zugleich eine Frage, die sich jahrhundertlang schicksalhaft durch die Geschichte hinzieht, für den deutschen Lebensraum ihre endgültige Klärung gefunden: die Frage nach der „Gleichberechtigung“ der Frau.

Wenn es die heiligste Aufgabe ist, die von Gott gegebene, blutgebundene Art von Generation zu Generation in den Sippen und Geschlechtern eines Volkes auszuformen und rein im Blut in einer

lebenskräftigen Jugend in die Zukunft hineinzupflanzen, dann bricht jede Frage nach einer Höherbewertung von Mann oder Frau als unerhört törichtes, eitel theoretisches Geschwätz zusammen und entlarvt die Sinnlosigkeit der jahrhundertalten rasseblinden Fragestellung in dieser Form.

Mann oder Frau? Nein! Beide sind nach uraltem Weltgesetz berufen, in gleicher Verantwortung die Sippen zu tragen und in ständiger Neuschöpfung des Lebens das Blut ihres Volkes in die Zukunft zu pflanzen.

Was sich in der einen Generation aus dem Erbgut in männlicher Gestalt ausdrückt, das kann in der nächsten weibliche Gestalt annehmen und umgekehrt. Ein entarteter Mann wird diesen Blutstrom ebenso verderben, wie eine entartete Frau. Das Wesen jeder natürlichen Ordnung: nicht jeder allein an sich und für sich, sondern: *Bezugsglieder*, die einander gegenseitig bedingen. Mann — Frau, Bruder — Schwester, Eltern — Kinder, Sippe — Volk = die das Leben eines Volkes in polarer Spannung tragenden Geschlechter, niemals selbstherrlich für sich.

Die Geschlechterkette vom Urahn zum Enkel macht jede Frau wie jeden Mann in dieser Kette einmal zu dem das ganze Geschlecht tragenden Glied. Denn jeder Lebende ist von seinen Ahnengeschlechtern einmal in die Wirklichkeit geworfen als der nun Wirkende und als der Mächtige, selbst Ahnvater oder Ahnmutter künftiger Geschlechter zu sein.

Alle anderen Betrachtungsweisen sind Unnatürlich und daher Irrwege. Jede Einordnung und Wertung der Frau in das nationalsozialistische Weltbild hat in dieser rassischen Erkenntnis ihren Ausgangs- und Angelpunkt.

Wenn also die nationalsozialistische Einordnung der Frau in das völkische Leben Grundlage einer dauernden Ord-

nung ist, dann darf diese Einordnung nicht theoretischer Programmpunkt eines erdachten Systems sein, sondern muß im rassischen Wesen der Menschen, die sich diese Ordnung zum Gesetz gaben, selber begründet sein. Denn es wäre ein Wahnsinn, den das Leben auf die Dauer selber richtet, wollte man Dinge zum Prinzip erheben, die nicht im Blute eingeboren sind. Deswegen ist es eine Frage von unerhört grundsätzlicher Bedeutung, ob die nationalsozialistische Auffassung vom Wesen der Frau auf die tiefsten Wurzeln germanischer Frauenauffassung zurückgreift und ob sie darum heute mit klarem Bewußtsein und entschiedenem Willen eine Lebensordnung stiftet, die ehemals dem Germanentum seine ungeheure Kraft gegeben hat.

Liegt im Germanentum überhaupt eine Frauenauffassung, eine Begründung der Frauenehre und eine sinnvolle Einfügung ihres Daseins ins völkische Lebensganze? Oder mußte sich das deutsche Wesen erst durch fremde Weltanschauungen zu einer Frauenschätzung erziehen lassen?

Das sind die Fragen, die Thilo von Trotha mit dichterischer Gestaltungskraft angriff. Denn hier scheiden sich die Geister. Und als unmittelbarer Mitkämpfer Alfred Rosenbergs war er gewohnt, leidenschaftlich Partei zu ergreifen für das Germanische, für das Germanische schlechthin.

Als ich die zwölf Erzählungen seines Buches „Frauen“ gelesen und aus ihnen jeweils das Schicksal zwölf germanisch-deutscher Frauengestalten erlebt hatte, so wie es sich in den entscheidenden Stunden ihres Lebens als Liebende, Mutter und Verteidigerinnen der Ehre ihres Volkes geformt hatte — da wurde mir erst vollends bis zu tiefster Erschütterung klar, wer in Thilo von Trotha von uns gegangen war: Er

hat in seiner aus gutem Blut kommenden Sicherheit jenen Ton angeschlagen, den wir reinen Herzens aufnehmen und in vollen Akkorden weitergeben müssen. Es ist jener altvertraute Ton aus fernen Urväter- und Urmüttertagen, als das Volk noch sang (1000 n. Chr.):

„Du bist min, ich bin din:
Des solt Du gewiss sin.
Du bist beslozen in minem Herzen:
Verlor'n ist das sluzzelin:
Du muest immer darinne sin.“

Und ich erinnerte mich, wie aus diesem ersten Klang im Laufe der Jahrhunderte eine brausende Fülle von Liedern und Sängen zum Lob und Preis der „blumenschönen Frauen“ wurde.

So gehört das Lied der Liebe und Werbung zu den Urtönen des Lebens. Die Sehnsucht nach dem andern ist ja viel mehr als nur körperlicher Drang und sinnlicher Wunsch. Zwei wollen miteinander eins werden, um in der Zeugung eines neuen Dritten der qualvollen Vereinsamung der Todesstunde zu entinnen.

Gewiß, so wird es nicht in jedem Augenblick empfunden. Wer möchte auch unter den Blütenbäumen des Mai an ein verschneites Grab denken! Die fröhliche Heiterkeit junger Liebe sieht nur blauen Himmel und strahlende Sonne über ewig-grünender Erde. Aber die Sonne sinkt gegen Westen, und die grünen Blätter werden kahl. So jung ist Kriemhild und weiß doch schon, daß auf Liebe Leid folgt. Denn die Nacht trennt grausam, was der helle Tag vereint hat.

Liebe und Leid: an dieser tragischen Spannung entzündet sich erst das Herz des Dichters zur vollen Flamme echter Dichtung. Liebe muß um Leid wissen, um ganz Liebe zu werden. Wer brächte mehr Liebe auf, fähig jedem noch so großem Leid zu trotzen, als das sippen-treue germanische Weib? Erschütternd ist es zu lesen in Thilo von Trothas Erzählung „Die Hochzeit König Etzels“. Hildigard, ein Kind aus germanischem Königsblut, war in die Hände des Königs der Hunnen gefallen. Und mit ihr ihre Brüder. Aus Ekel und Abscheu widerstand das edle Königs-kind den Werbungen Etzels. Bis zum letzten verteidigte es sein Magdtum gegen den lüsternen Hunnenfürsten. Und es zwang sich schauernd erst zum letzten, als Leben und Freiheit der Brüder auf dem Spiel standen. Hören wir den Dichter selbst:

„Hildigerd wachte. Als es ihr schien, als schliefe der König tief genug, griff sie leise unter das Kissen. Das Messer war so lind und kühl in ihren heißen Händen. Vor Hildigerds Augen stand das Bild, das sie in der letzten Zeit unablässig verfolgt hatte: das geplünderte Dorf ihres Vaters, Brand, Blut, tote Männer, tote Weiber, tote Kinder — dazwischen gellte das Geschrei ihrer ent-

ehrten Gefährtinnen. Und wie mit einem Schlage erweiterte sich das Bild ins Riesenhafte: Sie sah den Weg dieser Völkerhorde. Mord, Brand und Plünderung waren seine Wahrzeichen. Die geschändeten Mütter und Jungfrauen aller Stämme, die Etzel unterworfen hatte, schienen ihr Sinnbilder dieser Völker, ja Sinnbilder der Erde selbst, die unter der Faust des Eroberers stöhnte.

Etzel warf sich plötzlich hin und her. Hildigerd beugte sich über ihn und suchte im Dunkel sein Gesicht zu erkennen. Etzel träumte, er gehe zu seiner Mutter und klage ihr, daß etwas in seiner Brust so sonderbar brenne. ‚Laß sehen‘, sagte die Mutter und öffnete sein Hemd. ‚Es brennt sehr‘, klagte Etzel. Was seine Mutter darauf antwortete, hörte er nicht mehr.

Die erste matte Morgendämmerung warf ihr Licht in den Raum. Hildigerd ging vorsichtig zur Tür und öffnete den Vorhang. Dann schritt sie zum Lager zurück und betrachtete lange den toten König. Auch der geübteste Verschwörer hätte nicht besser treffen können als sie. Sie zog den Ring von der Hand des Königs, kleidete sich schnell an und verließ den Raum. Draußen war es totenstill. Nur aus dem großen Festzelt tönte Schnarchen und schläfriges Lallen der Trunkenen.

Hildigerd ging zu dem Zelt, in dem ihre Brüder gefangen lagen. Sie zeigte dem schlaftrunkenen Wächter den Ring des Königs und weckte ihre Brüder. Die sattelten in Windeseile die Pferde. Dann küßten sie die Schwester zum Dank und fragten, ob sie nicht mit ihnen fortziehen wolle.

Es war noch zu dämmrig, als daß sie hätten erkennen können, wie blaß Hildigerd war.

„Grüßt mir die Eltern“, sagte sie. „Aber ich muß bleiben. Seht mich nicht so fremd an! Ich weiß genau, was ich sage. Die Eltern bekämen mich doch nicht so zurück, wie ich war, und das wissen sie auch. Ihr aber, seid glücklich! Und ich will zu allen Göttern beten, daß ihr frei bleibt! An mir hat es nicht gefehlt, euch dazu zu verhelfen.“

Hildigerd hatte leiser und langsamer gesprochen, als die Brüder es an ihr gewohnt waren.

„Warum sollen wir so plötzlich aufbrechen, wo wir doch keine Geiseln mehr sind?“ fragte einer.

„Fragt nicht!“ erwiderte Hildigerd. „In kurzer Zeit schon könnte es die Hunnen gereuen!“

Die Brüder küßten ihre Schwester noch einmal zum Abschied. Als der Jüngste, noch ein Knabe, schüchtern mit den Lippen ihre Wange berührte, sprach Hildigerd sehr leise:

„Wenn du ein Mann bist, kleiner Bruder, so denke daran, daß du deinen Stamm so stark machst, daß niemals die Frauen sich selbst zu schützen brauchen. Denn das ist schwer für uns.“

Sechs Reiter verschwanden westwärts. Die Frau sah ihnen lange nach. Fern sang ein erwachender Vogel. Die Sonne mußte gleich kommen. Hildigerd blickte empor: der Morgenhimmel war klar und versprach einen schönen Tag.

Hildigerd schritt zum Schlafzelt König Etzels zurück.“

Blut und Ehre! so steht es auf dem kalten Eisen, das unsere Pimpfe an der Seite tragen. Schlimme Besudelung des Ehrenschildes kann nur mit Blut abgewaschen werden. Und höher als die Ehre des einzelnen steht die Ehre der Blutgemeinschaft. Ihre Knechtschaft ist Schande, ihre Freiheit ist Ehre.

Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes, der Brüder Ehre. Hildigerd, die stolze Königstochter, hat vom Allerheiligsten der Sippe Schimpf und Schande gewahrt, indem sie sich selbst und ihre Ehre preisgab. Welch tragische Größe einer germanischen Frau!

Wehe dem Volk, dessen Männer die Ehre ihrer Frauen und Mütter nicht mehr zu wahren wissen. Die Größe eines Volkes wird von der Geschichte bewertet nach dem Grade der Verehrung, die seinen Frauen und Müttern seitens der Männer zuteil wird.

Mutter ist nicht nur, wer Kinder hat. Das Mütterliche ist in jede Frau gelegt. Es kann von jeder Frau betätigt werden, auch wenn ihr keine Kinder beschieden sind. Und es kann von einer Frau verloren werden, auch wenn sie Kinder hat. Das Mütterliche ist jene ursprüngliche Bereitschaft, alles Leben zu hegen und zu pflegen, selbst wenn es das eigene Leben kostete. Das Mütterliche ist der Schoß, in dem der hetzende und gehetzte Geist des Mannes Ruhe findet. In ihm kehrt er zurück zur heiligen Einheit, die Natur und Gott zugleich ist.

Von einer Mutter kommen wir und zu einer Mutter gehen wir, damit unser Volk weiterzuleben vermag.

Deutsches Frauentum ist darum immer Muttertum. Diesem Grundgesetz unserer „NS.-Frauenshaft“ Würde und dichterische Verklärung gegeben zu haben, ist das Verdienst Thilo von Trothas. P o m m e r n ist stolz auf diesen seinen Sohn.

Wir wissen um das ritterliche Treueverhältnis, das unseren Alfred Rosenberg mit dem Verewigten verband. Alfred Rosenberg darf um des Führers und des Volkes willen von uns verlangen, daß wir im Sinne dieser ritterlichen Treue weiterkämpfen um die Reinheit der Weltanschauung und um die Größe eines neuerwachten germanischen Mannes — und Frauentums.

Fahren wir fort in der Erziehung der Söhne und Töchter des deutschen Volkes, daß einmal kampftentschlossene Soldaten und opferbereite Mütter aus ihnen werden.

Dann wird das Großdeutsche Reich unsterblich sein.

Maria wagt die Fahrt

Eine Erzählung

Zögernd betrat Maria Mahrholz das Gastzimmer. Sie schlug den schwarzen Gesichtsschleier zurück, stellte die Reisetasche auf einen der grobschrötigen Tische und ließ sich nieder.

Schon an ihren Worten erkannte der Wirt, daß sie von weither sein müsse. Er brachte den Kaffee. „n Stubchen soll ich wohl nicht fertigmachen für die Nacht?“ erkundigte er sich mit der gesegneten Stimmbreite, die hier alle an sich hatten.

„Nein“, wehrte sie, „ich weiß jedenfalls noch nicht — es ist noch unentschieden —“ Sie rührte abwesend den Löffel in der Tasse.

Ein Mann kam von draußen, so etwas wie ein Inspektor. Er war groß und von ostischem Gesichtsschnitt. Er trug eine Joppe aus gutem Leder. Maria hörte, daß er mit einer Eisjacht gekommen sei.

Hierzulande hatten viele Leute Eisjachten. Jeder mittlere Bub zimmerte sich so ein Ding.

Durch den Mann war etwas wie eine Atmosphäre in das Zimmer gelangt.

„Sauwetter“, war sein erstes Wort an sie.

„Westwind“, erwiderte sie lakonisch. Dann setzte sie hinzu: „Trägt das Eis noch?“

Er machte eine zweifelhafte Handbewegung. Doch gleich danach in einer Aufwallung von Optimismus: „Gewiß trägt's noch. Bin ja hergekommen die ganze Tour.“

Er vertiefte sich in eine landwirtschaftliche Zeitung. Als der Wirt ihm den Grog brachte, meinte er: „Ist ja überhaupt nichts los bei dir.“ „Jaja“, sagte dieser, „der Förster ist nicht gekommen, und das Emmchen läßt heut' den Kopf hängen.“ „Und der Naujolat?“ „Der will zum Abend rüberscheesen.“ „Abend ist bald“, entgegnete der Inspektor. Der Wirt aber protestierte: „Herrjeh, ist doch man eben zwei, drei durch.“ Und er ging wieder hinaus.

Maria mußte lächeln über diese breitgequetschten Eilaute. Aber sie wurde gleich wieder ernst.

„Sagen Sie, bitte“, wandte sie sich an den Inspektor, „ich muß heute unbedingt nach Rakuhnen und auch wieder von dort zurück — wenn es sein kann.“

„Hin und zurück? Ein bißchen viel. Nach Dorf Rakuhnen?“

„Nein — ich muß zum Gut. Das gehört doch dem Herrn Mahrholz, nicht wahr — Bernd Mahrholz?“

„Was wollen Sie denn von dem? Das ist kein Mann, den einer so ohne weiteres besuchen kann.“

„Er ist eingebildet, nicht wahr? Ich weiß schon.“

„Ein ungenießbarer Patron. Ich hab schon mit ihm zu tun gehabt.“

„Und ich werde mit ihm zu tun bekommen. Ich habe da eine Rechnung ins Reine zu bringen, eine Abrechnung — —“ Der Inspektor lächelte breit.

„Dem geben Sie's nur ordentlich. Der hat allerhand auf dem Gewissen.“

Sie rückte unwillkürlich näher.

„Hat sich das hier auch schon herumgesprochen?“

„Ich sage Ihnen: Der ist als größter Lump weit und breit bekannt.“

„Das erleichtert meine Mission. Nun sagen Sie nur, wie ich da hinkomme.“

„Je nun — ich fahre nachher mit der Jacht zurück. Es wäre ein Weg. Aber das ist natürlich nichts für eine Frau.“

„Sie unterschätzen mich — ich bin Schiläufferin.“

„Trotzdem — beim Eissegeln gibt es manchmal Zwischenfälle —“

Plötzlich wurde das Gesicht des Mannes ernst. „Sie haben Trauer — Sie sind doch nicht etwa die Schwägerin von Mahrholz?“

„Ja, das bin ich! Wegen seines Bruders komme ich her!“ Ein verzweifeltes Weinen wollte ihre festen Züge verzerrern; aber sie hatte sich in der Gewalt.

„Peter Mahrholz ist tot?“ fragte der andere mit großer Trauer. „Ich habe ihn gekannt. Sehr gut habe ich ihn gekannt.“

Da griff sie nach seiner Hand.

„Dann sind wir Bundesgenossen?“ Er war aufgestanden.

„Ich will einmal sehen, wie sich das Eis anläßt. Ob ich's wagen kann — mit Ihnen.“

Dankbar blickte ihm Maria nach. Der Menschenschlag gefiel ihr, seitdem sie ihr erstes Befremden überwunden hatte.

Nach einer Weile kam der Mann wieder. Er setzte sich schweigend neben sie.

„Nun?“ erkundigte sie sich.

Sein Gesicht war voller Bedenken.

„Kommen Sie selber sehen.“ —

Jetzt standen sie draußen vor der riesigen Fläche, über der ein unklarer Himmel graute. Versprengte Flocken kreiselten herab. Leuchtend rot stand die Jacht da mit narbigen Planken, mit derbem Getäu und einem fast schwarzen Mastbaum.

Maria fand Gefallen daran. Ein paar Augenblicke vergaß sie ihr schweres Leid und die Bitternis ihres Zieles.

„Ich garantiere für nichts“, sagte der Inspektor, „sehen Sie die Risse dort nach Osten? Wenn Sie ganz genau hinhören, werden Sie ein Knistern bemerken. Ich bin gewöhnt, über ziemliche Spalten zu setzen, aber ich kann einer Dame das nicht zumuten.“

„Alles können Sie mir zumuten, guter Mann“, sagte sie etwas obenhin. Sie fühlte, daß sie sich im Ausdruck vergriffen hatte.

„Schön, versuchen wir's. Aber ein Zurück gibts dann unter Umständen nicht mehr.“

Die Worte schienen ihr etwas rätselhaft.

„Was meinen Sie, wann wir ungefähr dort sein können?“

„Vielleicht erst morgen“, sagte er und bückte sich über die eine Kufe.

„Bangemachen gilt nicht.“

Sie half ihm schieben. So eine Jacht war schwerer, als man vermuten konnte.

„Also steigen Sie ein!“ sagte er bald danach.

Sie gehorchte. Sie schmeckte schon die Spannung der Fahrt.

„Nach allem, was ich gehört habe“, sagte der Inspektor, „und soweit ich ihn kenne, ist Herr Mahrholz zwar sehr rauh und wohl auch grimmig —“

„Er hat meinen Mann von hier fortgeekelt. Er ist ein Erbschleicher!“

„Ein Erbschleicher?“

„Und er hat sogar mal einen Mord begangen.“

Der Mann ergriff die Pinne und drehte zunächst die Jacht aus dem Wind, bis das Segel genug Druck hatte.

„Nicht vergessen — an den Griffen festhalten!“

Sie gehorchte prompt seinen Befehlen. Sie fuhren mit mäßiger Geschwindigkeit. Die Jacht ratterte und krachte über das Eisparkett. Das Ufer wich zurück. Jetzt war nur

noch diese etwas rissige, mit Holpern bedeckte Fläche da und Wind und Gegenwind. Der Mann saß steif hingeduckt. „Ree!“ sagte er wieder, und sie mußte den Kopf einziehen, weil der Großbaum über sie hinschwang.

Sie fuhren jetzt der sinkenden Sonne entgegen. Der Wind sprang von Backbord nach Steuerbord und zurück. Sie kreuzten im Zickzack. „Ree!“ brüllte der Mann wieder, und er schien ihr plötzlich sehr unfreundlich.

„Wer sind Sie eigentlich?“

„Sie haben mich ja bisher nicht gefragt.“

Irgend etwas an dem Menschen stimmte nicht. Vielleicht hatte sie zu früh vertraut.

„Möglich, daß dieser Bernd Mahrholz, den Sie so hassen, gar kein Mörder ist. Vielleicht ist er nur ein Totschläger.“

Was hatte er da gesagt? Ergriff er auf einmal Partei für Mahrholz? Hatte er sich vielleicht nur verstellt?

„Ich fand in den Papieren meines Mannes den Satz —“

Der Großbaum ging über ihren Kopf weg.

— er ist ein Mörder, den einmal die irdische Gerechtigkeit erreichen wird. —“

Sie setzten wieder über einen großen Spalt. Sie stieß einen leichten Schrei aus.

„Es ist nichts mehr los mit dem Eis“, sagte er trocken.

Plötzlich gab es einen jener Korkenzieher, bei dem die Jacht auf der Stelle herumwirbelt. Maria hielt sich fest. Sie wäre um ein Haar herausgeschleudert worden. Der Mann hatte die Pinne herumgerissen. Maria sah einen mehr als meterbreiten Spalt.

„Zum Teufel — das sieht böse aus.“

Er schob sich von seinem Sitz.

„Wo liegt Rakuhnen?“

Er zeigte ins ferne Dämmern.

Sie konnte nichts unterscheiden.

„Nun sagen Sie mir bitte einmal“, wandte er sich an sie, und sein Gesicht war seltsam, „wodurch hat sich denn dieser üble Mahrholz an Ihrem Mann so vergangen?“

„Soll ich Ihnen hier Rede stehen? Wir müssen irgendwie weiter!“

„Wir werden uns hier noch lange aufhalten müssen.“

„Ich muß zu Bernd Mahrholz!“

„Fassen Sie sich! Sie sind schon bei ihm.“

Sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Was — Sie? Sie selber?“

Ihr Herz begann rasend zu klopfen. Sie fühlte, wie die Maske des Biedermanns von diesem Menschen abglitt, der so ungeheuer fremd war, daß sie ihm die nahe Verwandtschaft kaum glauben konnte.

„Sie glauben mir nicht?“ Der Mann nahm seine Brieftasche heraus und zeigte ihr seinen Ausweis.

„Sie — wirklich — und Sie sind ein Mörder?“

Er senkte den Kopf.

„Und ein Lügner sind Sie obendrein! Haben mich hierher gelockt!“

„Das ist nicht wahr! Und daß wir jetzt auf einer Scholle festsitzen, dafür kann ich auch nichts. Ich habe Sie gewarnt!“



Günther Johnson: Hafen

Lithographie

„Sie haben sich nicht zu erkennen gegeben.“

Er stand abgewandt.

„Und was wollen Sie eigentlich von mir?“

„Alles!“ zischte sie ihn an. „Mein Recht! Das meines Mannes. Sie haben dieses Erbe von Onkel Rudolf erschlichen.“

„Nein! Nie habe ich das getan! Mein Bruder Peter eignete sich nicht zum Landwirt. Er hatte verzichtet. Ich habe ihn abgefunden. Er hat das Geld durchgebracht — lange vor seiner Ehe mit Ihnen. Erst viel später, als es ihm anscheinend schlecht ging, muß er sich auf dieses Grundstück besonnen haben. Aber er hat mich seine Not nicht wissen lassen. Er war zu stolz oder zu eitel.“

„Er war ein großer Künstler! Beleidigen Sie ihn nicht jetzt noch, Sie Unmensch. Seine Bilder haben Freunde gefunden. Aber daß er keine Heimat hatte, kein Fleckchen Erde sein nannte, das hat ihn krank gemacht, elend, bis er seinen Leiden erlag.“

Es wurde langsam dunkel.

„Ich habe ihm Hilfe angeboten, mehr als einmal. Meine Briefe hat er abgewiesen.“

Ungläubig vernahm sie seine Worte.

„Wir müssen versuchen hinüberzugelangen. Sehen Sie, der Spalt wird immer breiter.“

Sollte sie sich mit Kleidern in das eisige Wasser werfen? Und auch dann wäre sie nur eine Scholle weitergelangt.

Der Wind war stärker geworden. Sie standen jetzt so dicht beieinander, daß ihr schwarzer Nackenschleier sein Gesicht traf.

Sie riß ihn zurück. Sie war aufs äußerste erregt. Aber in ihrem heftigen Zorn mischte sich schon jetzt eine steigende Angst.

„Was hat mein Bruder über diese Mordangelegenheit aufgezeichnet?“ fragte er. Seine Stimme klang lauernd. Alle ostische Gutmütigkeit war verschwunden. Sie spürte die Gefahr und sie sagte wahrheitsgemäß:

„Er hat die Aufzeichnungen vor seinem Tode vernichtet. Ich konnte nur diesen einen Satz entziffern.“

„Gesprochen hat er nie darüber?“

„Nein — zu niemand!“

„Aber Sie wollen es in die Welt hinausrufen.“

Maria schwieg eine Weile. Dann brachte sie heraus:

„Vielleicht wollen Sie mich auch umbringen. Es wäre jetzt die beste Gelegenheit.“

„Da haben Sie allerdings recht“, und er lachte kurz.

Es wurde immer dunkler. Unschlüssig schaute Maria auf den klaffenden Spalt im Wasser. Aber auch das Nachbareis schien geborsten. Es war Treibeis. Man würde kaum schwimmen können. Und es war so unendlich weit — zum Ufer.

Sie war diesem Menschen ausgeliefert.

Er stand in tiefes Nachdenken versunken.

Nach einer Weile sagte sie:

„Daß Sie überhaupt Peters Bruder sind. Ich kann keine Ähnlichkeit entdecken.“

„Ich bin sein Stiefbruder“, sagte er.

„Nun verstehe ich manches.“

„Ich habe nie an ihm stiefbrüderlich gehandelt.“

Lange schwiegen sie und starrten in die Finsternis hinaus, ob sich irgendwo eine Hilfe zeige. Ganz fern war manchmal ein leiser Stimmenlärm. Vielleicht waren Fischer beim Eissegeln vom Tauwetter überrascht gleich ihnen.

Nirgends ein Lichtlein. Maria begriff, daß ihr eine sehr schlimme Nacht bevorstand. Sie begann zu fröstein. Sie hatten nur einen kleinen Spielraum auf der Scholle. Keine zwölf Schritte im Kreise. Und das Wasser drückte immer noch von unten hoch.

Sie sagte nichts mehr zu Bernd Mahrholz. Er schien an ferne Dinge zu denken. Einmal sagte er:

„Das andere ist wahr — aber ich habe es längst gebüßt.“

„Waren Sie im Zuchthaus?“ konnte sie sich nicht enthalten zu fragen. So sehr verachtete sie ihn trotz ihrer Angst.

„Im Zuchthaus — nein. Aber ich werde es Ihnen offen sagen, was es war. Ein Totschlag in der Panik.“

Sie fror jetzt so, daß ihr die Zähne aufeinander schlugen.

„Wollen Sie es hören?“

Sie antwortete nicht.

Da sagte er sehr leise: „Sie haben damals von dem Unglück der „Semiramis“ gehört? Ich war mit Peter drüben gewesen. Die Rettungsboote waren zum Absinken voll. Wir hatten noch Platz gefunden. Aber es trieben manche in den Wellen, viele wollten sich anklammern. Wir wären alle verloren gewesen. Auch Peter. Ich führte den einen Riemen. Ein Matrose wollte sich dran hochziehen. Ich mußte ihn abwehren.“

Er schien unsagbar unter dieser Schuld eines Unschuldigen zu leiden. Und sie mußte an den ersten Eindruck denken, den sie von ihm gehabt hatte.

„Hören Sie, Frau Maria, dieses eigentümliche Klirren und Krachen? Es friert wieder. Gegen Morgen können wir aufbrechen.“

„Eine ganze Nacht soll ich noch hierbleiben — bei Ihnen? Ich kann nicht.“

Ein Tränenstrom brach aus ihren Augen. Sie fror entsetzlich.

Sie kauerte auf der Jacht. Er stand bei ihr. Leise zog er seine warme Lederjacke aus.

„Nein!“ wehrte sie sich verzweifelt. „Nein! Nicht von Ihnen!“

Da erzählte ihr Bernd Mahrholz, wie er immer an seinem Halbbruder geangen habe. Zurückgestoßen, verachtet wegen seiner bäuerlichen Artung, habe er dennoch in jeder Lage zu ihm gehalten, bis sich Peter endgültig von ihm gelöst hätte. Aber auch danach habe er versucht, dem Unglücklichen zu helfen. —

„— ich wage es kaum auszusprechen, Frau Maria. Ich habe ein großes Zimmer, da hängen Bilder, Bilder von ihm — ich habe sie für mich ankaufen lassen — sie sind sehr eigenartig — darum — Herrgott, wie Sie frieren! So nehmen Sie endlich!“ —

Sie duldete es jetzt, sie schwieg lange in ihrer wunderlichen Benommenheit, ihrem wunden Erstauntsein.

„Ist es wirklich alles so, Bernd Mahrholz?“

Er legte die Jacke fester um sie. Die Sterne begannen zu flimmern. Es regte sich in der Spalte. Ganz schwach schien hie und da ein Bröckchen Kristall zu funkeln.

Maria fühlte eine todesähnliche Müdigkeit. Mahrholz weckte sie immer wieder. Sie gingen dann ein paar Schritte hin und her. Willenlos setzte sie die Beine. Einmal murmelte sie: „Sie sind so viel stärker — als er.“

Diese Nacht schien endlos. Und doch hatte sie auch etwas Schönes in all dem Furchtbaren.

Gegen Morgen war in ihrem zerquälten Kopf kein klarer Gedanke mehr. Was sie hier erlebte, war wie der matte Abschein eines fremden Daseins.

Der Frühwind, der ins Segel knallte, belebte sie wieder.

In sausender Fahrt ging es dem Ufer zu.

Und da lag das kleine Gut Rakuhnen.

Keine feindliche Festung mehr!

Vielleicht eine Zuflucht.

Bernd Mahrholz führte die Schwankende, die sich immer mehr auf ihn stützte.

So hielten sie Einzug.

Kulturleben in Pommern

Über den Unterhaltungsroman

Bei allen Völkern geht neben der eigentlichen Literatur, wir meinen, jener Masse von Büchern, welche gleichsam den geistigen Grundbesitz eines Volkes, die Documente seiner inneren Geschichte bilden und als solche, in stetiger Entwicklung, von Geschlecht zu Geschlecht forterben, eine andere, zweite Literatur einher, welche, scheinbar unberührt von der übrigen geistigen Entfaltung, allein für den Augenblick vorhanden ist und mit ihm untergeht. Es ist dies die sogenannte Unterhaltungsliteratur: eine Literatur also, bei der es sich, streng genommen, so wenig für den Schaffenden, wie den Empfangenden, den Autor, wie den Leser, um eine künstlerische That, einen ästhetischen Genuß, eine Vertiefung in das Schöne, Wahre, Göttliche handelt, sondern einzig und allein um ein Buch, das einige Zeit hindurch unser Interesse gefangen nimmt und uns auf diese Weise hinweghilft über ein paar öde, beschäftigungslose Stunden . . .

In der Literaturgeschichte, wie unsre Gelehrten sie schreiben, hat diese Literatur bisher keine Rolle gespielt; man hat sie entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder, besten Falls, mit einer Kürze abgefertigt, die dem außerordentlichen Umfange dieser Literatur nur wenig entspricht. Sehr natürlich: da bis auf die jüngste Zeit die Geschichte unserer Literatur meist von Ästhetikern oder doch von solchen geschrieben ward, die Ästhetiker zu sein und sein zu müssen glaubten. Diese konnten begreiflicherweise keine Neigung empfinden, sich in eine Sphäre literarischer Production zu vertiefen, in der das Wort Ästhetik gar nicht vernommen wird, ja, wo jedes Genre willkommen ist, so unästhetisch es sei, wenn es nur unterhält. So hat sich allmählig über diese ganze Literatur eine gewisse ästhetische Geringschätzung gelagert, die bei Vielen sogar von einer Art moralischer Bedenklichkeit nicht frei geblieben ist . . .

Wir können das Publikum nicht tadeln, daß es sich seine Unterhaltung da nimmt, wo es sie findet, und lieber sich mit dem Fremden amüsiert, als sich mit dem Deutschen auf gut patriotisch langweilt. Aber tadeln müssen wir unsere Schriftsteller, weil sie keinen Versuch machen — oder vielmehr, wir müssen sie und uns und den Fluch der Zeit beklagen, weil wir, wie die Dinge jetzt sind, keinen Versuch machen können, eine eigene deutsche, unserem nationalen Geschmack entsprechende, in dem Boden unsrer Zustände wurzelnde, von unserm Volk wirklich gelesene Unterhaltungsliteratur zu schaffen. Der Stoff liegt aber überall zu Tage: wir haben nur noch keine Augen, ihn zu sehen, keine Hände, ihn zu bilden: es ist die Geschichte unsers Volkes, die Wirklichkeit unsrer Zeit, es sind unsre Sitten, die Ihr schildern, unsre Landschaften, die Ihr poetisch beleben, unsre Städte, deren Treiben Ihr abmalen, es ist unser eigenstes Dasein, das Ihr im Zauberspiegel der Kunst verklären und mit dem Ihr uns unterhalten sollt! Ja, Deutschland gerade, mit dieser vielverzweigten, isolirten, auseinanderlaufenden Geschichte, mit diesem Contrast der Sitten, mit dieser Mannigfaltigkeit seiner Provinzen, seiner Stände, seiner Verfassungen — welche Stoffe, welche Staffagen, welche Verwicklungen!

(Aus Robert Prutz: „Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen“, Literarhistorisches Taschenbuch 1845.)

Günther Johnsen im Kaukasus gefallen

Mit Günther Johnsen, der seine Treue zu Deutschland mit dem höchsten Opfer besiegelte, hat Pommern einen der besten aus den Reihen seines Künstlernachwuchses verloren. Er war ein geborener Zeichner und Graphiker; seine durch einen starken Sinn für die Ausdruckswirkung des Schwarz und Weiß ausgezeichneten Blätter bezeugten seit Jahren auf den Ausstellungen in der Heimat, wie im ganzen Reich die Kraft seines Sehens und die immer stärker hervortretende Eigenart seiner Persönlichkeit. Er war ein echter Norddeutscher, der mit dem Sinn für das Anschauliche die Empfindung eines Dichters vereinte, wenn er in seinen Steinzeichnungen die dunklen Massen von Schiffskörpern und Masten phantastisch im Nebel aufsteigen ließ oder die Einsamkeit schimmernder Schneeflächen unter der grauen Wolkendecke eines trüben Wintertages bannte. Seine Welt waren die Küste, die weite See, der Hafen, und er verstand

es, über die nüchterne Abschilderung des Alltäglichen hinauszugehen und den Geist, das Mythische der niederdeutschen Natur zu vergegenwärtigen. Das letzte Jahr vor dem neuen gewaltigen Ringen um Deutschland war für ihn die Zeit eines mächtigen Aufschwungs. In Zeichnungen von monumentaler Größe der Form und dunkler Gewalt des Ausdrucks kündet sich reife Meisterschaft an.

Als Sproß alter pommerscher Familien, die in den Küstenorten bei Greifswald und in Greifenhagen beheimatet waren, war Johnsen, der am 21. Juli 1908 in Körlin an der Persante geboren wurde, mit seinem Heimatland fest verwachsen. Nach der Ausbildung an den Kunstakademien in Königsberg, Breslau und Berlin, wo ihn Adolf Schorling auf die künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten des Steindrucks hinwies, kam er 1934 als Kunsterzieher nach Stettin, wo er bis 1938 am Marienstiftsgymnasium wirkte, um dann an die Ernst-Moritz-Arndt-Schule in Bergen berufen zu werden. 1940 wurde er zu den Waffen gerufen, kämpfte als Infanterist in Frankreich an der Maginotlinie und stand später in Polen und am Kanal. Dort fand er Muße zu künstlerischer Arbeit und schuf in seinen Skizzenbüchern eine große Anzahl flüssiger, sehr lebendig empfundener Aquarelle, vor allem Dünenansichten. In der treffsicheren Wiedergabe der Luftstimmung und der reichen Abtönung der Farbe spricht sich die enge Vertrautheit mit der Sphäre der See aus. Diese Aquarelle beweisen erneut die Stärke seiner Begabung, in der noch reiche Möglichkeiten unausgeschöpft ruhen.

Inzwischen zum Feldwebel und Offizieranwärter befördert und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, kam er mit seinem Truppenteil im Mai 1942 nach dem Osten und nahm an dem Vormarsch im Süden teil. Als Leutnant fiel er an der Spitze seines Zuges am 1. Oktober 1942 am Terek. Sein Werk, das noch der vollen Erschließung harret, wird weiterleben.

Otto Holtze.

Georg Buschan gestorben

Wenige Monate vor der Vollendung seines 80. Lebensjahres am 14. April dieses Jahres starb in Stettin Sanitätsrat Dr. Georg Buschan. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die weit über die ärztliche Praxis hinausgingen, gewannen ihm Ansehen und Freunde in aller Welt. Wenn sein Geburtsort auch Frankfurt a. d. Oder war, so ist doch Stettin, wo er sich früh niederließ, mit seinem Namen aufs engste verknüpft. Weite Reisen als Schiffs- und Marinearzt führten ihn in viele Teile der Erde und ließen ihn das Anschauungsmaterial für seine wissenschaftliche Tätigkeit gewinnen.

Diese war vielseitig genug. Seine wesentlichsten Verdienste liegen auf dem Gebiete der Völkerkunde. Allgemein bekannt sind seine dreibändigen Werke „Die Sitten der Völker“ (1914—1918) und „Im Anfang war das Weib. Das Weib im Spiegel der Menschen- und Völkerkunde“ (1927). Aus der Fülle der Veröffentlichungen seien hier nur noch herausgegriffen „Die Bulgaren“ (1917), „Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen“ (1936) und eine „Kulturgeschichte Japans“ (1938). Nebenher ging eine jahrzehntelange fruchtbare Tätigkeit als Herausgeber und Publizist. Zahlreiche Auszeichnungen wurden ihm zuteil, 15 europäischen Institutionen seiner Fachgebiete gehörte er als Ehren- oder korrespondierendes Mitglied an.

Sein Wirken blieb aber nicht auf die stille Gelehrtenstube beschränkt. Er nutzte sein Wissen in reichem Maße für seine Wahlheimat. Als Vorsitzender der „Gesellschaft für Völker- und Erdkunde“ sowie der von ihm auch in der Systemzeit in streng nationalkonservativem Geist geführten Ortsgruppe der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ förderte er die Volksbildung und die Weiterführung der kolonialen Tradition. Seine umfassenden Sammlungen stellte er der Stadt als Grundstock für ein großzügig gedachtes Kolonial- und Völkerkundemuseum zur Verfügung. Daneben trat er für die Schaffung eines Freilichtmuseums nach skandinavischen Vorbildern ein, das zwischen Sandsee und Quistorpturm angelegt werden und altes Volksgut in Bauweise und Tracht in lebendigster Art vergegenwärtigen sollte.

Unermüdliche Arbeitslust und ein gerader Charakter bildeten die Grundlage seines reichen Lebens im Dienste der Forschung, neben der er seine ärztliche Praxis nie versäumte. Daß eine solche Natur auch Schrofheiten und Härten bedingte, ist verständlich. Wenn er sich dadurch auch zuweilen selbst seinen Weg erschwerte, so vermögen sie doch nicht seinen Nachruhm zu schmälern.

Aus der Kulturarbeit der Partei

Das Bekenntnis der nationalsozialistischen Bewegung zur Kulturarbeit auch im Kriege fand im November vorigen Jahres lebendigen Ausdruck. Vom 15. bis 22. November führte die Hitler-Jugend in Stettin ihre Gebietskulturwoche durch. In der gleichen Woche versammelten sich im Gaufrauenenschaftshaus die Kreisfrauenchaftsleiterinnen Kultur-Erziehung-Schulung und die Kreisjugendgruppen-Führerinnen zu einer internen Kulturtagung.

Die Kulturwoche der Hitler-Jugend wurde durch eine Ansprache des Leiters des Hauptkulturamtes der Reichsjugendführung, Oberbannführer Zander, eröffnet. Sie brachte eine Fülle von Veranstaltungen, die sich in zwei Richtungen bewegten.

Einmal trat die Hitler-Jugend selbst gestaltend in Erscheinung. Unter Leitung des Dramaturgen des Stettiner Stadttheaters, Konrad Scheuer, wurde das Laienspiel „Der Nibelunge Not“ von Wilhelm Schöttler sehr wirksam aufgeführt. Einen Höhepunkt der ganzen Woche bedeutete das festliche Konzert aus Anlaß der Eröffnung der Stettiner Musikschule der Hitler-Jugend. 70 Jungen und Mädels aus dem ganzen Gebiet musizierten dabei; erstmals stellte sich der Carl-Loewe-Chor der Öffentlichkeit vor. Einen Volksmusikabend gestalteten die besten Spielscharen des Gebietes.

Hinzu traten die Darbietungen von Künstlern für die Hitler-Jugend. Das Stadttheater brachte als Erstaufführung Eberhard Möllers Schauspiel „Das Opfer“ heraus und gab in einer geschlossenen Vorstellung den „Barbier von Sevilla“. Musikdirektor Gustav Mannebeck dirigierte ein Sinfoniekonzert des Städtischen Orchesters. Das Dahlke-Trio stellte den „fröhlichen Beethoven“ heraus, während ein Kammermusikabend mit den Geschwistern Roestel und Ernst Urbicky den Stettiner Komponisten „Loewe-Lorenz-Wiemann“ gewidmet war. Außerdem fanden zwei Dichterlesungen mit Ehm Welk und Friedrich Wilhelm Hymen statt.

Die Leitung des festlichen Konzerts und des Volksmusikabends hatte der K.-Leiter der Kulturabteilung, Hauptgeschäftsführer Bruno Meyer, der auch für den gesamten Ablauf der Kulturwoche verantwortlich war.

Die Tagung der Gaufrauenenschaft trat für die Öffentlichkeit weniger in Erscheinung, war jedoch noch bedeutsamer. Das geht schon daraus hervor, daß auf ihr der Leiter des Hauptkulturamtes der NSDAP, H-Oberführer Karl Cerff, sprach. Er unterstrich die Bedeutung der im deutschen Volke selbst ruhenden kulturellen Kräfte, die zu wecken und zu fördern die Hauptaufgabe der Kulturarbeit der Bewegung sein muß.

Der Stellv. Gauleiter Pg. Simon führte in seiner Rede u. a. aus, daß die Totalität des Krieges auch den kompromißlosen Einsatz der geistig-seelischen Kräfte unter Zurückstellung aller nicht kriegswichtigen Arbeiten verlange. Gauschulungsleiter Pg. Eckhardt behandelte unter dem Leitwort „Geist wider Materie“ die grundsätzlichen Unterschiede zwischen der nationalsozialistischen Weltanschauung und dem bolschewistischen Materialismus.

„Nationalsozialistische Fei ergestaltung“ und „Bäuerliche Lebensgestaltung“ waren die Themen von Pg. Dr. Strobel vom Amte Rosenberg und der Gaufrauenchaftsleiterin des Gaues Westfalen-Nord, Pgn. Werdeling. Zu verschiedenen Arbeitsgebieten sprachen die Parteigenossinnen Schrimpf, Kohnle, Köhler-Irrgang, Hammer und Dr. Hildebrand, in denen die besten Sachkennerinnen zur Verfügung standen.

Außerdem fanden verschiedene kulturelle Veranstaltungen statt, so ein Hausmusikabend mit der Pianistin Ilse Baller und Hildegard Raupach vom Stadttheater, ein Vortrag über Johann Sebastian Bach von Kapellmeister Zilcher, der von Mitgliedern des Städtischen Orchesters ausgestaltet wurde, und eine Feierstunde, mit der die Vortragsreihe „Die deutsche Romantik“, die von Intendant Dr. Storz geleitet wird,

Soldatentod

*Nimmst du den Becher
uns aus vollen Händen?
Löschst du uns
gleich einem Lichte aus?
Oder bist
ein herrisches Vollenden du,
das wie ein Sturm
durch unsere Seele braust?*

*Du dunkle Frage,
oft erwogen,
doch mehr geahnt
als vollbewußt gestellt;
wer gibt die Antwort,
wenn im Kampfestoben
die letzte Maske uns entfällt?*

*Dein eigen Herz
und deiner Ahnen Geist!
Hell ist ihr Ruf,
der rein wie lautres Erz
auf deine Eltern, deine Kinder weist.*

*Du hörst ihn
und gehorchst in Treue,
weil du berufen bist
kraft ihres Rechts —
Wird dir bewußt,
daß stärker als der Tod
die Weihe ist für unsre Zukunft
und für dein Geschlecht!*

*Und so wie du, sind alle wir bereit,
weil wir das Leben über alles lieben,
das königlich und stärker als das Leid
der unumstrittne Sieger bleibt,
und uns als heißersehntes Glück
ein endlich freies Deutsches Reich
und unsrem Volk Unsterblichkeit
für alle Zeiten gibt.*

WILHELM JÄGER

durch einen Vortrag von Stadtbüchereidirektor Dr. Ackernecht eröffnet wurde.

Den frohen Ausklang dieser Kulturtagung bildete die Pommernkantate unter dem Motto „Glücklich blühe unser Land“, an deren Aufführung Gauleiter Pg. Schwedecoburg teilnahm. Er brachte in einer Ansprache zum Ausdruck, daß die Jugendgruppen der NS-Frauenenschaft und die Mädels des BDM-Werkes Glaube und Schönheit, wie in dieser Aufführung, auch in der täglichen Arbeit eng zusammenarbeiten müßten.

Die Wirkung dieser kulturellen Veranstaltungen bleibt aber nicht auf die Tage selbst beschränkt. Sie wird sich erst dann ganz klar erkennen lassen, wenn sie im ganzen Gaugebiet ihre Früchte zu tragen beginnt.

60 Jahre „Pommersche Geographische Gesellschaft“

In diesem Jahre kann die Pommersche Geographische Gesellschaft, die ihren Sitz in Greifswald hat, auf eine 60jährige fruchtbare Tätigkeit im Dienste der Wissenschaft und der Volksbildung zurückblicken. Den Höhepunkt des Jubiläumsjahres und zugleich den Auftakt der diesjährigen winterlichen Vortragsreihe bildete der Festtag, der in zeitgemäß schlichter Form am 2. November in Greifswald begangen wurde. Der Direktor des Geographischen Instituts der Universität Greifswald, Professor Dr. Hermann Lautensach, verkündete die Ernennung mehrerer bedeutender Gelehrter zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft: Prof. Dr. W. Behrmann (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. E. Fels (Berlin), Prof. Dr. H. Haack (Gotha), Prof. Dr. L. Mecking

(Hamburg), Prof. Dr. O. Schmieder (Kiel), Prof. Dr. H. Schrepfer (Würzburg), Prof. Dr. G. Hatt (Kopenhagen), Prof. Dr. Auer (Helsinki), Prof. Dr. Batakiev (Sofia), Prof. Dr. R. Riccardi (Rom), Prof. Dr. A. de Amorim Girao (Coimbra). Außerdem wurde die Credner-Plakette, die höchste Auszeichnung der Gesellschaft, an den verdienten Leiter der Ortsgruppe Stralsund, Studienrat Bräuner, und an den Sohn des Begründers, Professor Dr. W. Credner (München), verliehen.

Seit ihrer Gründung im Jahre 1882 durch Rudolf Credner, den ersten Inhaber des Lehrstuhls für Geographie an der pommerschen Landesuniversität, hat die Pommersche Geographische Gesellschaft zahllose öffentliche Vorträge und eine Reihe von Reisen im In- und Ausland veranstaltet. Sie haben dazu beigetragen, in weiten Bevölkerungskreisen das Interesse an geographischen Fragen zu wecken und durch die Vermittlung berufener und namhafter Geographen, Forscher und Reisender die Kenntnis der Heimat und Ferne zu vertiefen. Durch die Pflege des kolonialen Gedankens hat die Pommersche Geographische Gesellschaft mitgeholfen, viele Volksgenossen zu weiträumigerem Denken zu erziehen. So ist sie zu einer Einrichtung geworden, die aus dem kulturellen Leben unseres Gaues nicht mehr fortzudenken ist.

Im Verband der deutschen geographischen Gesellschaften stellt die pommersche eine der ältesten und größten dar. Mit ihren fünf Ortsgruppen steht sie unter ihnen an erster Stelle. Im vorigen Jahr ist zu den westpommerschen Gruppen in Greifswald, Stralsund, Wolgast und Anklam die ostpommersche in Stargard hinzugekommen. Neben den 700 zahlenden Mitgliedern reicht der Kreis ihrer Hörer und Freunde über die Grenzen Pommerns hinaus.

Die im Frieden jährlich erscheinenden Veröffentlichungen, die „Jahrbücher der Pommerschen Geographischen Gesellschaft“ und zahlreiche Sonderhefte haben den wissenschaftlichen Ruf der Gesellschaft über die deutschen Grenzen hinausgetragen. Das zeigt der rege Tauschverkehr mit etwa 250 ausländischen Gesellschaften. Besonders eng sind die Beziehungen zu nordischen Gelehrtenkreisen, wie überhaupt die nordischen Länder von Greifswalds Wissenschaftlern immer besonders beachtet worden sind.

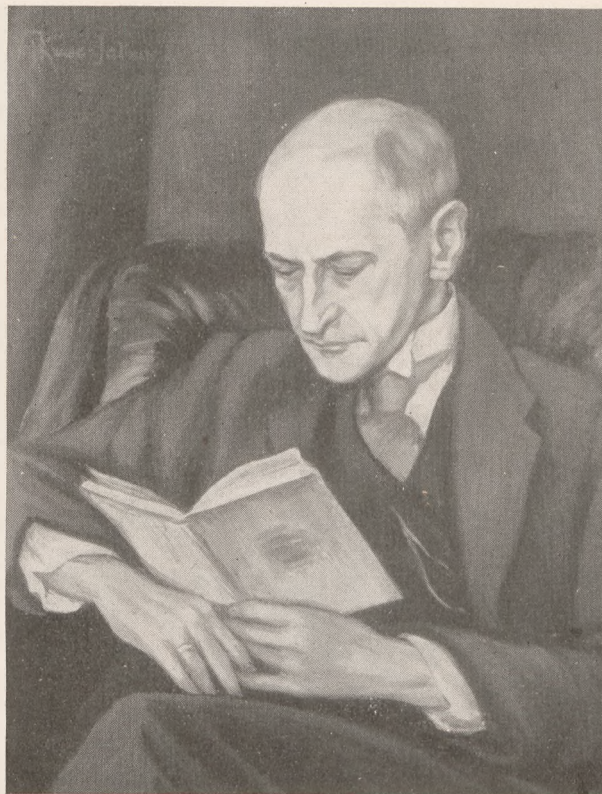
Die Vortragstätigkeit der Gesellschaft im Winter 1942/43 ist in vollem Gange. Regierungsrat Dr. L e m b k e (Berlin) sprach über seine Reisen in der östlichen Türkei und zeigte hervorragende Farblichtbilder. Dr. habil K. Helbig (Hamburg) brachte sehr anschauliche Ausführungen über „Die Insel Bali“. Weiterhin sind folgende Vorträge vorgesehen: Am 11. 1. „Deutsche Forschung auf den Weltmeeren“ von Direktor Dr. G. B ö h n e c k e, am 1. 2. „Der Mensch als Gestalter der Erde“ von Professor Dr. E. F e l s, dem Rektor der Wirtschaftshochschule Berlin, am 22. 3. „Die Stadt Würzburg und ihre Landschaft“.

Ausstellungen der Universitätsbibliothek Greifswald

Seit über zehn Jahren veranstaltet die Universitätsbibliothek Greifswald Ausstellungen, die ihren Besitz einer breiteren Öffentlichkeit erschließen sollen. Die Kataloge der Ausstellungen „Pommersche Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ (1930) und „Pommersche Literatur der Gegenwart“ (1932), bearbeitet von Dr. Kurt Gassen, sind heute noch wichtige Hilfsmittel für den pommerschen Bücherfreund. Trotz des Krieges und der seit je beengten Raumverhältnisse wurden im Jahre 1942 monatlich kleinere Ausstellungen in jeweils drei großen Glasvitrinen gezeigt, die im wesentlichen Persönlichkeiten gewidmet waren, die aus Pommern stammen oder mit unserer Heimat eng verbunden sind. Gedenktage waren der äußere Anlaß.

Dem Fürsten Blücher galt an seinem 200. Geburtstag am 16. Dezember 1942 besonderes Interesse. Briefausgaben, sein „Campagne-Journal“, Werke über ihn und vor allem 3 Abstammungstabellen wurden gezeigt. Die Werke Ludwig Giesebrechts wurden in der Juliausstellung vollständig vorgelegt. Als ein vielseitiger Gelehrter erwies sich der Greifswalder Universitätsprofessor Johann Gottfried Ludwig K o s e g a r t e n, ein Orientalist, der Goethes Berater beim „Westöstlichen Divan“ war. Sein Vater war der Dichter Ludwig Theobol Kosegarten.

Auch die Lebenden wurden geehrt. So der Pyritzer Gymnasialdirektor Robert Holsten; der verdiente Erforscher pommerscher Geschichte, Volks- und Namenkunde, als er am 20. Mai 1942 80 Jahre alt wurde. Fast geschlossen wurde das Werk des gleichfalls achtzigjährigen Dichters Max Dreyer gezeigt. Von Gerhart Hauptmann, der demselben Jahrgang angehört, wurde ein Überblick über seine schriftstellerische Entwicklung



Porträt von Dr. Hans Beggerow, dem im letzten „Bollwerk“ ein Gedenkaufsatz gewidmet war, gemalt von Annemarie Kirchner-Kruse im Jahre 1928. Die Malerin stammt aus einer alten Stettiner Familie. Ihr Großvater war Reeder in Stettin, ihr Vater der Bildhauer Max Kruse. Sie selbst wurde am 14. März 1889 in Berlin geboren. Sie ist die Verfasserin des vielgelesenen Buches „Der Gutshof Jakimow“

Bildarchiv der Stadt Stettin

geboten. Ulrich S a n d e r fand nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Graphiker Berücksichtigung.

Fast eine Neuentdeckung bedeutet das Werk des aus Greifswald gebürtigen Kolonialmalers Carl Martin L e m m e, dem das Heimatmuseum Greifswald eine Ausstellung widmete. Auch die Universitätsbibliothek gedachte seines 25. Todestages am 6. Januar 1942 durch eine Ausstellung von ihm illustrierter Werke, vor allem des Berichtes seines Schwagers Leo Frobenius „Im Schatten des Kongostaates“.

Kurt Kluge, der Dichter und Bildhauer, der im Vorjahr auf einer Besichtigungsreise im Fort Eben Emael von einem Herzschlag getroffen wurde, hatte zwar keine Beziehungen zu Pommern, doch gibt es auch bei uns viele Freunde seines Werkes.

Aber nicht nur literarische Gedenktage waren der Anlaß von Ausstellungen. Einige dienten auch der Vertiefung des Zeiterlebnisses. So wurden Dokumente, Darstellungen und Bilder vom Freiheitskampf des verbündeten Finnland und vom Kampf um Dänemark und Norwegen 1940 gezeigt. Landeskundliche und politische Schriften vergegenwärtigten den Kriegsschauplatz Ostasien.

So gab die Universitätsbibliothek Greifswald ihren Besuchern wertvolle Anregungen persönlicher und sachlicher Art. Sie wird diesen Weg anschaulicher Vermittlung ihrer reichen Bestände weiter verfolgen.

Kurt Gassen

Kunstaussstellungen in Stettin

Drei Kunstaussstellungen in Stettin boten während der letzten Monate den pommerschen Künstlern Gelegenheit, eine umfassende Übersicht über ihr Schaffen zu geben. Zwei davon veranstaltete der „Pommersche Künstlerbund“ in Zusammenarbeit mit dem Reichspropagandaamt Pommern. Auf ihnen, deren eine Ölgemälde und Plastiken, die andere Aquarelle, Graphiken und Plastiken zeigte, hatte der Betrachter eine schöne Möglichkeit, die Vielfalt der Begabungen unseres Gaues zusammen zu sehen und sie miteinander zu vergleichen. Die dritte Ausstellung wurde vom „Stettiner Museumsverein“ durchgeführt. Für sie hatte Museumsdirektor Dr. Holtze eine



Bruno Müller:
 Rom vom Pincio aus
 gesehen
 Aquarell
 Besitzer Graf Kanitz
 Aufn.: Privat

kleine Zahl der durch ihr Können besonders ausgezeichneten Maler zusammengestellt, die jeweils mit einer größeren Anzahl ihrer Werke vertreten waren.

Im Mittelpunkt der letzteren stand Gerhard Wessel, der damit zum erstenmal einer weiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde. Wir berichteten im „Bollwerk“ bereits über ihn und veröffentlichten zwei seiner kraftvollen, großzügigen und von einem sicheren Blick für malerische Wirkungen zeugenden Bilder. Ebenso kennen unsere Leser Rudolf Krampe und Franz Th. Schütt als unsere Mitarbeiter. Zu ihnen gesellte sich der im Felde stehende ausgezeichnete Graphiker Joachim Daerr. Eine Überraschung waren die Blätter von Paul Wolff, von Beruf Oberstleutnant der Schutzpolizei, die eine Erinnerung an die Filchner-Expedition 1911/12 darstellten, an der Paul Wolff als Kapitän auf großer Fahrt teilnahm.

Da der „Pommersche Künstlerbund“ regelmäßig alle seine Mitglieder in Verbindung mit dem kunstliebenden Publikum bringen muß, weisen seine Ausstellungen eine Fülle von Namen auf. Die meisten von ihnen sind seit Jahren bekannt; wir beschränken uns daher auf die Feststellung, daß sicheres handwerkliches Können und eine liebevolle Versenkung namentlich in die Motive, die die Heimat bietet, sie auch diesmal wieder auszeichnen.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß eine Anzahl der Künstler Themen der Zeitgeschichte für die Darstellung wählten, so Walther Erdmann und Ernst Schäfer die Wollsammlung, Ilse Advena und Horst Bauer das Winterhilfswerk und die NSV.-Arbeit.

Der Krieg spiegelt sich vorwiegend in den graphischen Blättern der im Felde stehenden Maler. Zu nennen sind Heinz Dommusch, Willi Körner, Erich Lewin, Franz Th. Schütt und der zum erstenmal ausstellende Emil Ring. In ihnen wirkt das unmittelbare, starke Erlebnis, gebändigt durch künstlerische Zucht.

Auf einem Sondergebiet, das sonst in Pommern kaum gepflegt wird, leistet Alexander Scheel hervorragendes; der Tiermalerei. Obwohl er bislang nicht bekannt war, haben die hier gezeigten Arbeiten bereits einen hohen Grad der Reife erlangt, so daß von ihm noch viel zu erwarten ist.

Nicht ganz verständlich ist, daß Bruno Müller, Lauenburg, der jetzt als Kriegsmaler bei der Wehrmacht steht, in diesen

Ausstellungen nur mit einem älteren Aquarell vertreten war, obwohl er zu den stärksten schöpferischen Kräften des Gaues gehört. Während seines einjährigen Aufenthaltes in Rom auf Grund des Stipendiums des Preußischen Staates fand er dort große Anerkennung. Ausstellungen in München, Wien und im Ausland machten seitdem seinen Namen weit über Pommern hinaus bekannt. Ihm gegenüber hätte sein Heimatgau besondere Verpflichtungen einzulösen.

Wolfgang Hultsch.

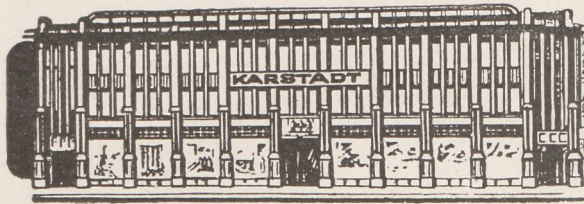
1. Am 9. Dezember 1942 starb nach kurzer Krankheit unser Landsmann Albert Klein, Vereinsführer der Landsmannschaft der Kösliner zu Berlin. Albert Klein war einer unserer treuesten Landsleute, der seine Heimat über alles liebte, immer hilfsbereit, wo es galt, der Heimat zu dienen. Wir werden ihn nie vergessen. Am 16. Dezember 1942 geleiteten wir ihn unter großer Beteiligung auf dem Stahnsdorfer Friedhof zur letzten Ruhe.

2. Ich danke allen Vereinen für ihre Nachrichten aus der Vereinsarbeit. Hier nur die wichtigsten Mitteilungen:

Die Landsmannschaft der Pommern in Kiel-Gaarden feierte ihr 35. Stiftungsfest. Von der Treue der Mitglieder zur alten Heimat mag die Tatsache zeugen, daß im Verein 19 Mitglieder mit mehr als 25jähriger Mitgliedschaft und 31 mit mehr als 10jähriger Mitgliedschaft vorhanden sind. — Die Landsmannschaft der Greifswalder zu Berlin feierte ihr 40. Stiftungsfest. Mit dem Bundesführer waren auch verschiedene Vereinsführer unserer Berliner und auswärtigen Landsmannschaften zu der Festfeier erschienen. — Die Landsmannschaft der Bütower zu Berlin (die älteste unserer Landsmannschaften) konnte im Kreise der Mitglieder ihr 52. Stiftungsfest begehen.

Walter Schröder

Hauptschriftleiter: Wolfgang Hultsch. Schriftleitung: Stettin, Elsässer Str. 13, Fernruf 2 10 64. — Druck: F. Hessenland, Stettin. — Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Königstor 8, Haus der Gaupresse. — Fernruf 2 58 91. Preisl. Nr. 11.



Die Einkaufsstätte
für Stadt und Land

KARSTADT
Stettin



Provinzialbank Pommern

Landesbank – Girozentrale

Hauptanstalt in **Stettin** Luisenstraße 13

Zweiganstalten in

Schneidemühl **Stolp** **Stralsund**
Posener Str. 22 Kaufmannswall 6 Alter Markt 10

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

Millionen

sparen bei der Postsparkasse. Täglich werden es mehr. Man erkennt die vielen Vorteile die gerade das Postsparen bietet.

Einfach und bequem

steht an allen Orten Groß-Deutschlands die Postsparkasse zur Verfügung.

HERMANN
SARAN
STETTIN

Kleine Domstraße 1:
Gute Papier-, Schreib- und
Lederwaren, Bürobedarf,
Büromöbel, Büromaschinen.
Bestes Kunstgewerbe aus
vielen deutschen Gauen

Augustastrasse 52:
Qualitätsdruckfaden, Buch-
druck, Illustrationsdruck, Off-
set- u. Steindruck, Lineaturen
Buchungsmittel, Geschäfts-
bücher und Handeinbände

Seit 1882 · 100 Mitarbeiter

Itan
macht Stoffe
wasserabweisend
und regendicht

Nach einfacher u. mühe-
loser Behandlung werden
die Stoffe wasserabstos-
send, bleiben aber luft-
durchlässig.

Imprägnieren mit ITON
schützt die Bekleidungs-
stücke vor Nasseschäden
u. verlängert ihre Lebens-
dauer. ITON kann bei
feinen und groben Gewe-
ben angewandt werden.

Orig.-Bl. mit 25 g RM -37 u. R.
in einschlägigen Geschäften
Ausführliche Prospekte durch
Curta & Co. GmbH. Berlin-Britz



Bist Du schon Mitglied der NSU.?

Wir suchen:

Bücher über Pommern
Alte Stiche und Steinzeichnungen
von Pommern
Vollständige Jahrgänge
„Unser Pommerland“, „Vollwert“



Verlag Leon Sauniers Buchhandlung

F. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

FERNRUF 30340

BUCHDRUCK



OFFSETDRUCK

ROTATIONSDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

FERNRUF 36620

F. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

*Vertrauen
durch Bewährung*

TROPON

*Hochwertige Heilmittel
und Nährpräparate
seit 1897*

*

TROPONWERKE · KOLN-MÜLHEIM



Wer Eigentum, Haus, Hof und Familie
bei uns versichert hat, lebt ruhiger in
der Gewißheit, bei Schicksalsschlägen
der Geldsorgen enthoben zu sein.

Pommersche Feuersozietät

Provinzial-Lebensversicherungsanstalt

STETTIN · PÖLITZERSTR. 1



FELDMÜHLE

UND PAPIER

ein
Begriff

Landschaftliche Bank für Pommern

(Central-Landschafts-Bank)

Bankanstalt des öffentl. Rechts · Hinterlegungsstelle für Mündergelder



Stettin Paradeplatz Nr. 40
Fernsprech Sammel-Nr. 25421

Arnswalde Adolf-Hitler-Straße 1
Fernsprech-Nummer 696

**Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte für Landwirt-
schaft, Handel, Gewerbe, Industrie und Privatpersonen**

Annahme verzinslicher Einlagen · Sparkonten · Kontokorrent-
verkehr · Gewährung von Krediten · Diskontierung von Wechseln
An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln
· Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und
verschlossenen Depots · Vermietung von Schrankfächern unter
eigenem Verschluß der Mieter